

„entgrenzt“

Liebe treue und neue entgrenzt-LeserInnen,

mit Pauken und Trompeten feiern wir die 10. Ausgabe von entgrenzt!

Ohne eure Artikel, ohne eure Ideen und ohne euer Engagement wären die vielen Seiten, die in den letzten Jahren erschienen sind, leer.

Diese Ausgabe steht ganz unter dem Motto der Tourismusgeographie. Welche wissenschaftliche Disziplin würde sich mit Tourismus besser auskennen als die Geographie? GeographInnen reisen scheinbar ständig in der Weltgeschichte herum und wechseln dabei zwischen den Rollen als TouristIn und ForscherIn. Oftmals sind GeographInnen auch direkt involviert, wenn es um den Ausbau neuer Fahrradwege oder um die touristische Inwertsetzung interessanter Stadtteile geht. Man könnte sagen, dass Tourismus eines unser Steckenpferde ist.

Wir freuen uns, euch einen Gastbeitrag von Prof. Dr. Werner Bätzing zu präsentieren. Nach 30 Jahren Forschung über die Alpen und den ländlichen Raum resümiert er, dass Tourismus durchaus stärkende wirtschaftliche Impulse in strukturschwachen Regionen setzen kann. In seinem Beitrag geht er auch auf die potentiellen Tätigkeitsfelder für GeographInnen ein.

Die studentischen Beiträge weisen indirekte Berührungspunkte mit dem Bereich Tourismus auf. Daniela Boß (Uni Bayreuth) hat sich in ihrer Masterarbeit mit Obdachlosen in Hamburg befasst. Diese erfahren häufig eine Verdrängung, besonders in Räumen der Repräsentation und an touristischen Anziehungspunkten. Michael Neckermann (ebenfalls Uni Bayreuth) führte in Hebron, Palästina, Interviews mit AnwohnerInnen, die einen Einblick in die dortige alltagsweltliche Situation geben.

Wie wichtig der Tagungstourismus für GeographInnen ist, belegen die zahlreichen Beiträge in Geowerkstatt. Die Berichte von der alljährlichen Summerschool der Humangeographie – in diesem Jahr zum Thema Migration –

oder der Forschungsbericht der Erlanger Studierenden, die ein Panel auf der Konferenz der American Association of Geographers (AAG) in Chicago vorbereitet und durchgeführt haben, sind zwei Beweise. Auch der Trägerverein der *entgrenzt*, die Geowerkstatt Leipzig e.V., war wieder unterwegs und berichtet von interessanten Erlebnissen in der Schrumpfungregion Lausitz.

Auch unsere Reihe „Die A’s und O’s des wissenschaftlichen Arbeitens“ wird in dieser Ausgabe fortgesetzt und befasst sich mit dem Thema Geovisualisierung. Der letzte Beitrag belegt abermals, dass Forschung im Ausland ein wesentlicher Bestandteil der wissenschaftlichen Vita von Geographen und Geographinnen ist. Dr. Joe Hill (Uni Bonn) berichtet von seinem Werdegang und erläutert, wie seine Erfahrungen ihm verschiedene weitere Türen geöffnet haben.

Wir wünschen euch viel Spaß mit der 10. Ausgabe von *entgrenzt* und hoffen, bald eure wissenschaftlichen Artikel, eure Erfahrungen und Erlebnisse und eure Fotos abdrucken zu dürfen.

Redaktion
Cosima Werner

Geographisches

- 5 **Werner Bätzing:** Tourismus- und Freizeitgeographie – eine verkannte Teildisziplin der Geographie
- 12 **Daniela Boß:** Geographien der Verdrängung in den Obdachlosenszenen am Beispiel der Hansestadt Hamburg
- 22 **Michael Neckermann:** Challenging Geopolitics on the Ground: Der Widerstand der palästinensischen Bevölkerung im Gebiet H2 der Stadt Hebron/Al-Khalil

GeoWerkstatt

- 34 **Anna Franke:** Tourismus in Lappland: Unliebsame Last oder der rettende Anker?
- 39 **Jörg Kosinski:** Interview mit Diane Rabreau über www.dianegoeforyou.com
- 42 **Katharina Drost und Sophia Fettingner:** Bericht zum Workshop „Religiöse Identitäten und Praktiken in der post-säkularen Stadt“ im Rahmen der Humangeographischen Sommerschule „Geographien der Migration“
- 45 **Alexander Grünberger, Sabrina Fest, Sebastian Fischer, Jonas Lendl, Norman Louis, Corinna Meyer, Johanna Nitsch, Eva Platzer:** The Geographer or There and Back Again
- 47 **Alexander Grünberger, Sabrina Fest, Sebastian Fischer, Jonas Lendl, Norman Louis, Corinna Meyer, Johanna Nitsch, Eva Platzer:** Über die Vernachlässigung von kulturellen Aspekten in der Katastrophenvorsorge – eine Diskussion
- 53 **Michelle Bröcking, Felicitas Meyer, Kristine Arndt, Frank Feuerbach, Max Edel:** Willkommen in der Lausitz, Willkommen bei Vättenfall

GeoPraktisch

- 59 **Christian Bittner:** Wie gestalte ich eine Karte?
- 62 **Joe Hill:** Life as a Researcher
- 65 GeoOrga Frühjahr 2016

Foto(Geo)graphie

- 67 **Cosima Werner:** Fotoreportage „Greetings from Detroit“
- 70 *entgrenzt* machen, aber wie?
- 71 Nachwuchs für die kommenden Ausgabe!?
- 72 Call for Papers Ausgabe 12
- 74 Impressum

„Geographisches“

Geographisches ist in *entgrenzt* die Rubrik, die eure wissenschaftlichen Artikel veröffentlicht. Ob es nun Hausarbeiten, Bachelor- oder Masterarbeiten oder eigenständig verfasste Artikel sind: Hinter jedem Projekt stehen viele Monate Arbeit, die es Wert ist, in Form von Anerkennung honoriert zu werden. *entgrenzt* ist das einzige Projekt im deutschsprachigen Raum, das studentischen Arbeiten eine solche Plattform bietet. Was dabei bisher herausgekommen ist, könnt ihr in den neun bereits veröffentlichten Ausgaben nachverfolgen.

Prof. Dr. Werner Bätzing, emeritierte Koryphäe im Gebiet der regionalen Forschung, insbesondere für die Alpen und den ländlichen Raum Süddeutschlands, fasst in unserem Gastbeitrag seine Arbeit zusammen und schildert mögliche Berufsperspektiven im Bereich des Tourismus für Studierende.

Der erste studentische Beitrag ist von Daniela Boß (Uni Bayreuth), die aus ihrer Masterarbeit einen Artikel für diese Ausgabe eingereicht hat. Sie hat sich mit Obdachlosen in Hamburg auseinandergesetzt und damit, wie diese Mechanismen der Verdrängung wahrnehmen.

Ebenfalls von der Uni Bayreuth ist Michael Neckermann, der mehrere Wochen in Hebron verbrachte und dort Interviews mit AnwohnerInnen und ExpertInnen führte. Seine Analyse belegt die Vielschichtigkeit des Widerstandes der palästinensischen Bevölkerung gegenüber israelischen Siedlern.

Wir wünschen Euch viel Spaß beim Lesen!

Redaktion Geographisches

Tourismus- und Freizeitgeographie – eine verkannte Teildisziplin der Geographie¹

1 Einleitung

Um das Jahr 1970 herum transformierte sich die Industriegesellschaft in eine Dienstleistungsgesellschaft (Hanzig-Bätzing/Bätzing 2005: 55 ff.). In diesem Kontext wurde das zuvor elitäre Phänomen des Tourismus zu einem Massenphänomen, das alle Gesellschaftsschichten erfasste, und es bildete sich bald auch ein eigenständiger Freizeitbereich heraus, der im Laufe der Zeit eine hohe sozio-kulturelle und ökonomische Bedeutung erlangte². Es ist daher kein Zufall, dass die Phänomene „Tourismus“ und „Freizeit“ seit den 1970er Jahren stark aufgewertet wurden und werden, in allen Medien sehr präsent sind und dass die Dienstleistungsgesellschaft immer wieder auf stark verkürzte Weise als Freizeitgesellschaft bezeichnet wird.

Überprüft man, in welchen inhaltlichen Kontexten in den Medien Tageszeitung, Radio und Fernsehen über Tourismus und Freizeit berichtet wird³, dann steht in der Regel der ökonomische Aspekt sehr deutlich im Zentrum (ökonomischer Stellenwert von Tourismus/Freizeit für Bruttosozialprodukt, Außenhandel, Konsumausgaben, für einzelne Regionen oder Orte), gefolgt von sozio-kulturellen Aspekten (kulturelle Transformationen oder Konflikte, die durch Entwicklungen im Tourismus ausgelöst werden) und von psychologischen Aspekten (Motivationen für Wahl bestimmter Tourismus-/Freizeitformen und -orte), wobei Platz 2 und 3 auch gelegentlich ihre Platzierung tauschen können.

Auffällig ist, dass der geographische Aspekt von Tourismus/Freizeit nur wenig in den Me-

dien vertreten ist und dass es der Tourismus- und Freizeitgeographie nur selten gelingt, ihre Ergebnisse in den großen Medien zu präsentieren. Diese Situation ist deswegen erstaunlich, weil sich das Fach Geographie bereits früh mit dem Phänomen Tourismus beschäftigt und dazu zwei große theoretische Ansätze vorgelegt hat. Deshalb waren bzw. sind die fachinternen Voraussetzungen eigentlich gut, dass sich die Geographie zu dieser Thematik theoretisch profund und praxisrelevant äußern kann.

2 Zwei große Ansätze in der Tourismus-/Freizeitgeographie

Der erste große Ansatz stammt von Hans Poser aus dem Jahr 1939 und wird am Beispiel des Riesengebirges entwickelt. Im Rahmen des damaligen Konzepts der Geographie der Landeskunde besteht sein Ziel darin, erstmals an einem Beispiel konkret nachzuweisen, dass mit dem „Fremdenverkehr“ eine ganz spezifische Prägung der Landschaft verbunden ist, die sich von anderen Kulturlandschaften (Ackerbau-, Weinbau-, Weidelandschaften oder Industrie- und Stadtlandschaften) signifikant unterscheidet und dass dies auch zu einem neuen Teilgebiet der Anthropogeographie führen müsse, um diesem Phänomen gerecht werden zu können (Poser 1939: 2-3). Aus heutiger Sicht erscheint dieser Ansatz sehr modern: Hans Poser geht keineswegs – wie viele zeitgenössische Anthropogeographen – (latent) naturdeterministisch vor, sondern er betont explizit die „Wechselwirkungen und Wechselbeziehungen zwischen dem Fremden-

1: Der Autor ist emeritierter Professor für Kulturgeographie an der Universität Erlangen-Nürnberg. Er beschäftigt sich seit 1977 mit der Situation und den Problemen des Alpenraumes und seit 1995 auch mit dem ländlichen Raum in Franken; in beiden Kontexten spielt für ihn die Tourismus- und Freizeitgeographie eine gewisse Rolle, u.zw. sowohl in theoretischer, empirischer wie auch in praktischer Beziehung. Dieser Aufsatz reflektiert die Erfahrungen mit seinen regelmäßig angebotenen Einführungsseminaren „Tourismus- und Freizeitgeographie“; ein besonderer Dank geht dabei an zahlreiche engagierte studentische Beiträge.

2: Ab 1995 übertreffen die jährlichen Freizeitausgaben eines durchschnittlichen Haushalts die jährlichen Urlaubsausgaben, siehe Hanzig-Bätzing/Bätzing 2005, S. 62.

3: Dies war immer die Einstiegsaufgabe für die Teilnehmer meiner Tourismus-/Freizeitgeographie-Seminare, die in Form einer mehrwöchigen Medienauswertung beantwortet werden sollte. Sie erbrachte in 20 Jahren stets ähnliche Ergebnisse.

verkehr und den natürlichen und anthropogeographischen Erscheinungen auf der Erdoberfläche“ (Poser 1939: 2). Dies schlägt sich auch in der Gliederung seiner Monographie nieder: Der erste Teil ist der Abhängigkeit des Fremdenverkehrs von der Landschaft gewidmet, während der zweite Teil den Fremdenverkehr als Landschaftsgestalter und –veränderer thematisiert. Zugleich stellt Poser den Fremdenverkehr ganz gezielt in den regionalen Kontext und entwirft eine „integrative“ Analyse, die alle Teilbereiche des aktuellen Nachhaltigkeitsdiskurses abdeckt (Umwelt, Wirtschaft, Gesellschaft, Siedlung, Verkehr), auch wenn er dabei teilweise andere Begriffe gebraucht.

So modern (weil „integrativ“ konzipiert) dieser Ansatz einerseits auch ist, so gibt es andererseits drei zentrale Aspekte, die es verunmöglichen, dass man auf ihn heute unmittelbar zurückgreifen könnte: Erstens kommen die Menschen nur als Gattungswesen vor („der Mensch“), so dass nicht zwischen unterschiedlichen Gruppen/Individuen und ihren Interessen unterschieden werden kann. Zweitens wird das Grundmotiv des Fremdenverkehrs naturalistisch interpretiert (der landschaftliche Gegensatz zwischen Quell- und Zielgebiet als Ursache für den Fremdenverkehr) und drittens verbleibt dieser Ansatz streng innerhalb einer deskriptiven Analyse (Klassifizierung und Typisierung von Fremdenverkehrslandschaften als Ziel einer weltweit angelegten Fremdenverkehrsgeographie) und entwickelt keine Ansätze zur Lösung der analysierten Situationen⁴.

Der zweite große Ansatz stammt von der Münchner Schule der Sozialgeographie und wurde in der ersten Hälfte der 1970er Jahre entwickelt⁵. Während Hans Poser von der Landschaft ausgeht (vom Zielgebiet oder angebotsorientiert), gehen Karl Ruppert und Kollegen von den Akteuren aus, die gruppenspezifisch differenziert betrachtet werden (vom Quellgebiet oder nachfrageorientiert). Das gesamte menschliche Verhalten wird in sieben sogenannte „Daseinsgrundfunktionen“ unterteilt, die Funktion „Sich erholen“ stellt eine von diesen dar. Damit besitzt diese Funktion im Rahmen der gesamten menschlichen Ver-

haltensweisen eine herausgehobene Position. Dies schlägt sich auch darin nieder, dass der dafür zuständige Teilbereich der Geographie, die Geographie des Freizeitverhaltens, einen der Teilbereiche der Sozialgeographie darstellt.

Mit der Perspektivenverlagerung vom Ziel zum Quellgebiet konnten nun – parallel zum gesellschaftlichen Wandel – erstmals die Freizeitphänomene jenseits des Tourismus in den geographischen Blick kommen. Die Münchner Schule der Sozialgeographie entwirft dafür eine Dreigliederung für die Aktionsräume des Freizeitverhaltens, wobei die zeitliche Dauer das Gliederungskriterium darstellt: Wohnumfeld (bis zu mehreren Stunden) – Naherholungsraum (halbtags bis Wochenende) – Fremdenverkehrsraum (längerfristig). Dabei bleibt die Freizeit in der Wohnung und im eigenen Garten aus der geographischen Analyse ausgeschlossen, weil damit kein Ortswechsel verbunden ist (Maier et al. 1977: 146). Damit konnten diese neuen gesellschaftlichen Phänomene, die mit der Massenmotorisierung ab den 1960er Jahren eine große räumliche Relevanz erhielten, erstmals von der Geographie analysiert werden.

Charakteristisch für diesen Ansatz ist es, dass er nicht bei der Analyse stehen bleibt, sondern sich gezielt in Form von Raumordnung und Regionalplanung für problemorientierte Lösungen engagiert⁶. Klassisches Beispiel für solche Problemlösungen ist die räumliche Entflechtung von Fremdenverkehr (prioritär in den Bayerischen Alpen) und Naherholung (prioritär im Voralpenraum) bzw. von Naherholung (an geeigneten Stellen im Voralpenraum) und Erholung im Wohnumfeld (am Stadtrand von München oder in innerstädtischen Grünanlagen), was eng mit der Verkehrsplanung verbunden ist (Verbesserung der Erreichbarkeit, um überlastete Erholungsstandorte zu entlasten).

Die systematische Trennung zwischen den einzelnen Daseinsgrundfunktionen ist jedoch die Stärke und Schwäche dieses Ansatzes zugleich: Die räumliche Segmentierung der einzelnen Daseinsgrundfunktionen voneinander und ihre Lokalisation an unterschiedlichen

4: Liest man den Text von Poser genau, dann fallen immer wieder versteckte Wertungen ins Auge (hässlich, unproportioniert, monströs u.ä.), die deutlich werden lassen, dass seine Sichtweise keineswegs so deskriptiv-neutral ist, wie er es vorgibt.

5: Das Basiswerk ist Maier/Paesler/Ruppert/Schaffer 1977.

6: Dies hat seinen konkreten Niederschlag in der bayerischen Raumordnung (Landesentwicklungsprogramm) und Regionalplanung gefunden, bei der Mitglieder der Münchner Schule der Sozialgeographie oft beratend tätig waren.

Orten führt letztlich zu einer extrem funktionssteil organisierten Raumstruktur, deren einzelne Funktionszellen monofunktional getrennt nebeneinander stehen, wodurch sehr viel Verkehr erzeugt wird und eine kalte, sterile Lebenswelt entsteht. Deshalb ist dieser Ansatz heute – wo wieder lebendige, multifunktionale Funktionsmischungen angestrebt werden – nicht mehr umsetzbar. Zugleich sind viele aktuelle Entwicklungen im Freizeitbereich dadurch geprägt, dass sie mehrere Funktionen miteinander mischen (Urban Entertainment Center, Erlebniseinkäufe, Freizeitparks als Kurzurlaubsziele, Edutainment usw.), wodurch der Ansatz der strikten funktionalistischen Funktionstrennungen seine Berechtigung verliert.

3 Zur gegenwärtigen Situation der Tourismus- und Freizeitgeographie

Nach meiner persönlichen Bewertung gibt es nach diesen beiden großen geographischen Ansätzen bis heute keinen neuen „großen“ Ansatz mehr. Die Fülle von Darstellungen der Tourismus- und Freizeitgeographie ist zwar groß (Becker et al. 2003, Hopfinger 2007, Job et al. 2005, Reeh/Ströhlein 2011, Schumde/Namberger 2010, Steinbach 2003, Steinecke 2011, Kagermeier 2015), aber alle sind m.E. dadurch geprägt, dass sie auf eine pragmatische Weise Elemente aus den beiden genannten Ansätzen mit weiteren theoretischen, empirischen und politischen Elementen kombinieren. Dadurch entstehen durchaus praxisrelevante Ansätze, die angehenden Geographen die notwendigen Werkzeuge für eine Berufstätigkeit in diesem Themenfeld vermitteln, aber ein „großer“ Neuansatz ist m.E. bislang nicht darunter.

Allerdings sind die institutions- und universitätspolitischen Rahmenbedingungen dafür auch nicht günstig: In der Phase der „quantitativen Geographie“ (1970er bis 1980er Jahre) lag das Schwergewicht darauf, die Anthropogeographie mit naturwissenschaftlichen Methoden zu erweitern, was bei der Tourismus- und Freizeitgeographie nur selten sinnvoll ist. In den 1990er und in der ersten Hälfte der 2000er Jahre war das Thema „Nachhaltigkeit“ zwar sehr modisch, aber die Geographie tat sich schwer, es problemorientiert aufzugreifen, weil es inhaltlich ziemlich nah an der alten Geographie der Landeskunde war. Seitdem sich nun die „Neue Kulturgeographie“ in der

Anthropogeographie ausbreitet, stehen Dekonstruktionen im Zentrum, was den Entwurf von neuen Konstruktionen erheblich erschwert (Bätzing 2011).

Zusätzlich wird der Entwurf eines konzeptionellen Neuansatzes einer Tourismus- und Freizeitgeographie durch die aktuelle „Leistungsorientierung“ an den Universitäten behindert: Die meisten Leistungspunkte erhält man durch Publikation von Artikeln in Fachzeitschriften mit hohem impact-Faktor, in denen man aber nur hochspezialisierte Themen behandeln kann, und eine Monographie zählt nicht als Leistung, weil es dafür kein quantitatives Bewertungskonzept gibt. Und Drittmittel, die für Leistungspunkte ebenfalls sehr relevant sind, erhält man am ehesten für konkrete empirische Forschungsprojekte, aber kaum für die Erarbeitung eines neuen Ansatzes.

4 Zur Bedeutung der Tourismus- und Freizeitgeographie in unserer heutigen Welt

Auch wenn die Tourismus- und Freizeitgeographie in der Öffentlichkeit kaum präsent ist, so besitzt sie trotzdem eine sehr wichtige Aufgabe: Während alle anderen Wissenschaftsdisziplinen dieses Phänomen sektoral angehen, führt die Tourismus- und Freizeitgeographie eine „integrative“ Analyse durch, bei der die Wechselwirkungen zwischen Umwelt – Wirtschaft – Gesellschaft im Zentrum stehen und je nach Gegenstand weitere Aspekte eine wichtige Rolle spielen können wie z.B. Symbole, Klischees oder Träume (Urlaub als „Traumwelt“).

An einer solchen integrativen Analyse besteht nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein gesellschaftliches Interesse: Wenn eine touristische Entwicklung zu Umweltveränderungen und –zerstörungen führt, wenn dadurch soziale und kulturelle Konflikte eskalieren oder wenn durch unbeabsichtigte Nebenwirkungen hohe Kosten entstehen, dann entsteht ein Handlungsbedarf, bei dem man Experten sucht, die die Wechselwirkungen zwischen ökologischen, ökonomischen und sozio-kulturellen Dynamiken in einem konkreten Raum verstehen und gestalten können – und dies ist m.E. die Kernkompetenz des Faches Geographie.

Allerdings lässt sich immer wieder feststellen, dass das Interesse an der geographischen Kompetenz in der Tourismus-/Freizeitbranche dort am geringsten ist, wo es hochspezialisierte Strukturen gibt (z.B. in Tourismus- oder

Hotelkonzernen), und dort am größten ist, wo Tourismus/Freizeit am stärksten mit der nichttouristischen Welt verflochten ist. Deshalb besitzen Geographen die besten Berufsaussichten als Tourismusmanager auf der Ebene von Gemeinden, Landkreisen, Regionen oder als Tourismusverantwortliche im Rahmen von National-, Naturparks, Biosphärenregionen oder im Rahmen von Stadt- und Regionalentwicklung, also überall dort, wo Tourismus eine Querschnittsaufgabe darstellt und das Gespräch mit vielen nichttouristischen Akteuren erfordert.

Gerade weil unser global, national und regional so stark vernetztes Wirtschafts- und Gesellschaftssystem immer anfälliger auf unbeabsichtigte Nebenwirkungen zweckrationalen Handelns reagiert, wird die geographische Kompetenz derzeit immer wichtiger und ihre Bedeutung dürfte auch in Zukunft weiter steigen. Es bleibt zu hoffen, dass es den Fachvertretern gelingt, sich auf diesem Hintergrund öffentlich für ihr gesellschaftlich wichtiges Anliegen mehr Gehör als heute zu verschaffen.

5 Tourismusgeographie konkret: Die Alpen

Im Rahmen meiner eigenen jahrzehntelangen Beschäftigung mit den Alpen spielte der Tourismus stets eine relevante Rolle (vgl. Bätzing 2015, Kapitel III, Abschnitt 5; Bätzing 2015a). Zentrale Erkenntnis dabei war und ist, dass der Tourismus im Alpenraum quantitativ seit 20–25 Jahren stagniert und dass er sich in dieser Zeit räumlich sehr stark konzentriert: 50 % aller touristischen Betten der Alpen finden sich in nur 5 % der Alpengemeinden. Daher ist es wichtig, die Alpen nicht als eine große Tourismusregion anzusehen, sondern zwischen der Situation der etwa 300 großen Tourismuszentren und der Situation der übrigen Alpengemeinden, die wenig oder gar keinen Tourismus besitzen, zu unterscheiden. Daraus folgen auch unterschiedliche Zukunftsperspektiven: Für Tourismuszentren habe ich gefordert, dass kein weiterer quantitativer Ausbau der touristischen Infrastrukturen stattfindet, weil das den ruinösen Wettbewerb weiter verstärkt, und dass stattdessen die touristischen Ghettostrukturen abgebaut und die Bezüge zur Regionalwirtschaft und zur regionalen Kultur ge-

stärkt werden. In den anderen Alpengebieten sollte dagegen ein nicht-technischer Tourismus auf der Grundlage der endogenen regionalen Potenziale ausgebaut werden, jedoch nicht als Monofunktion, sondern als ergänzende Wirtschaftsaktivität, um die bedrohten dezentralen Arbeitsplätze zu sichern. Dadurch soll verhindert werden, dass sich der Tourismus noch weiter aus der Fläche zurückzieht, wie man es seit 25 Jahren in den Alpen beobachten kann (Bätzing/Lypp 2009).

Da ich die Entwicklung einer klassischen Entsedlungsregion der Alpen am Beispiel des piemontesischen Stura-Tals seit über 35 Jahren sehr genau verfolge und mich für ihre umwelt- und sozialverträgliche Aufwertung engagiere, bin ich selbst zum touristischen Akteur geworden: Ich habe einen zweibändigen Wanderführer für den Weitwanderweg „Grande Traversata delle Alpi/GTA“, der durch die piemontesischen Alpentäler mit starker Entsedlung führt, geschrieben und dadurch mit dazu beigetragen, dass dieses vorbildliche Tourismusprojekt heute noch existiert (Bätzing 2011a⁷). Da die GTA aber nur als eine Linie durchs Gebirge führt, diese Alpenregion aber einer flächenhaften Aufwertung bedarf, habe ich das durch die GTA entstandene Interesse an den piemontesischen Alpen im deutschen Sprachraum dazu genutzt, um weitere Wanderführer für kleinere Alpengebiete zu konzipieren und zu publizieren. Dies war nur möglich, weil der Rotpunktverlag in Zürich sehr daran interessiert war, Wanderführer zu publizieren, die nicht nur Wegbeschreibungen enthalten, sondern die zugleich in die durchwanderte Region einführen und auch deren Probleme ansprechen. Zweitens war mir dies nur möglich, weil ich mit dem Geographen Michael Kleider ab 2002 einen Mitarbeiter hatte, der die piemontesischen Alpen gut kannte und mit dem ich optimal zusammenarbeiten konnte. Dadurch entstanden zwischen 2006 und 2015 zusätzlich fünf Wanderbücher für Teilgebiete der piemontesischen Alpen⁸, die die Zahl der Besucher vor Ort spürbar erhöhten. Diese Wanderbücher zeigen, wie praxisrelevant eine geographische Regionsanalyse sein kann.

7: Dieser Wanderführer erschien erstmals 1986/89 und für 2016 ist die siebte, aktualisierte Auflage vorgesehen. Dabei ist es von entscheidender Bedeutung, einen solchen Wanderführer permanent aktuell zu halten, damit er seine Aufgabe erfüllen kann. Zu den Auswirkungen der GTA auf die Regionalentwicklung siehe die sehr materialreiche Analyse von Luisa Vogt 2008.

6 Tourismusgeographie konkret: Der ländliche Raum in Franken

Mit meiner Berufung an die Universität Erlangen-Nürnberg machte ich 1995 die Analyse und Auseinandersetzung mit dem ländlichen Raum in Franken zu meinem zweiten Schwerpunkt in Forschung und Lehre neben den Alpen. Ich stellte schnell fest, dass selbst die größten und bekanntesten Tourismusorte Frankens im Vergleich zu den Tourismuszentren der Alpen sehr klein waren und dass viele Gemeinden und Regionen gar kein oder nur ein äußerst bescheidenes touristisches Angebot besaßen. Dagegen kam dem Freizeitangebot (Tages- und Wochenendausflüge der Städter) oft eine wichtige Bedeutung zu, aber die hohen Besucherzahlen standen in einem ungünstigen Verhältnis zur lokalen Wertschöpfung.

In einer Reihe von mir betreuter Examensarbeiten wurden Vorschläge erarbeitet, welche lokalen Potenziale in umwelt- und sozialverträglicher Form für Freizeit- und Tourismusangebote aufgewertet werden könnten oder wie Tourismus/Freizeit und Regionalentwicklung besser miteinander verbunden werden könnten. An solchen Arbeiten waren die Akteure im ländlichen Raum stets sehr interessiert, und die Ergebnisse wurden – wenn sie gut ausfielen – oft vor Ort öffentlich vorgestellt und diskutiert.

Aus zwei Projektseminaren, die ich gemeinsam mit dem Lehrstuhl für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte durchführte und in denen wir den Wandel im ländlichen Raum in den Bereichen Umwelt – Wirtschaft – Gesellschaft jeweils am Beispiel einer Gemeinde untersuchten (die Geschichtswissenschaftler konzentrierten sich auf Archivarbeiten und die Zeit vor 1945, die Geographen auf geographische Feldforschung, die Auswertung von Strukturdaten und die Zeit nach 1945), entstand sogar ein touristisches Angebot: Aus der Zielsetzung, die wichtigsten Ergebnisse unserer Untersuchungen auch den Einwohnern der Gemeinde nahezubringen, entstand die Idee, dies anhand eines Rundganges durch Dorf und Flur mit verschiedenen Stationen zu realisieren. Da diese Idee auf sehr großes Interesse stieß, entstanden daraus die Themenwege

„Spurensuche Kunreuth – ein kulturgeschichtlicher Wanderweg“ und der „Kulturweg Egloffstein – historischer Rundweg und geographische Rundwege⁹“.

Diese Themenwege spielen heute im Rahmen der Gemeinden Kunreuth (Naherholung) und Egloffstein (Tourismus und Naherholung) eine relevante Rolle, weil sie von den Einheimischen geschätzt werden und deshalb auch für Besucher von außerhalb interessant sind.

Diese beiden Beispiele aus den piemontesischen Alpen und dem ländlichen Raum Frankens sollen deutlich machen, dass es der Tourismus- und Freizeitgeographie trotz des Fehlens einer großen Theorie gut gelingen kann, praxisrelevante Beiträge zur regionalen Entwicklung zu leisten, an denen die Akteure vor Ort sehr interessiert sind. In Sonderfällen können dabei sogar Universitätsgeographen touristische Angebote entwickeln, die einen positiven Einfluss auf die Regionalentwicklung nehmen.

8: Titel unter: www.rotpunktverlag.ch

9: Zu „Spurensuche Kunreuth“: www.kunreuth.vg-gosberg.de/index?id=0,207 zum „Kulturweg Egloffstein“ siehe Bätzing/Weber 2008 und www.egloffstein.de/sites/gensite.asp?SID=cm220920080926003966485&Art=237



Literatur

- Bätzing, W. (2015): Die Alpen. Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft, München (4. Fassung).
- Bätzing, W. (2015a): Zwischen Wildnis und Freizeitpark – Eine Streitschrift zur Zukunft der Alpen, Zürich.
- Bätzing, W. (2011): „Neue Kulturgeographie“ und Regionale Geographie. Können die Ansätze der „Neuen Kulturgeographie“ auf die Regionale Geographie übertragen werden? Eine kritische Bewertung vor dem Hintergrund von 30 Jahren Alpenforschung. IN: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft, Bd. 153, S. 101–128.
- Bätzing, W. (2011a): Grande Traversata delle GTA – der große Weitwanderweg durch die Alpen des Piemonts. 2 Bände. Zürich, 6. aktualisierte Auflage.
- Bätzing, W./Lypp, D. (2009): Verliert der Tourismus in den österreichischen Alpen seinen flächenhaften Charakter? In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft, Bd. 56, S. 327–356.
- Bätzing, W./Weber, A.O., Hrsg. (2008): Kulturweg Egloffstein. Der kulturhistorische Wanderweg durch die Gemeinde Egloffstein, Markt Egloffstein.
- Becker, C./Hopfinger, H./Steinecke, A., (Hrsg.) (2003): Geographie der Freizeit und des Tourismus. Bilanz und Ausblick, München/Wien.
- Hanzig-Bätzing, E./Bätzing, W. (2005): Entgrenzte Welten. Die Verdrängung des Menschen durch Globalisierung und Fortschritt und Freiheit, Zürich.

- Hopfinger, H. (2007): Geographie der Freizeit und des Tourismus. In: Gebhardt, H./Glaser, R./Radtke, U./Réuber, P., Hrsg.: Geographie – Physische Geographie und Humangeographie. München, S. 713–733.
- Job, H./Paesler, R./Vogt, L. (2005): Geographie des Tourismus. IN: Schenk, W./Schliephake, K., Hrsg.: Allgemeine Anthropogeographie. Gotha/Stuttgart, S. 581–628.
- Kagermeier, A. (2015): Tourismusgeographie. Eine Einführung. Stuttgart.
- Maier, J./Paesler, R./Ruppert, K./Schaffer, F. (1977): Sozialgeographie. Braunschweig.
- Poser, H. (1939): Geographische Studien über den Fremdenverkehr im Riesengebirge. Ein Beitrag zur geographischen Betrachtung des Fremdenverkehrs. Göttingen.
- Reeh, T./Ströhlein, G., (Hrsg.) (2011): Orte, Wege, Visionen. Aktuelle Ansätze der Tourismusgeographie, Hannover.
- Schmude, J./Namberger, P. (2010): Tourismusgeographie, Darmstadt.
- Steinbach, J. (2003): Tourismus. Einführung in das räumlich-zeitliche System, München.
- Steinecke, A. (2011): Tourismus. Eine geographische Einführung, Braunschweig.
- Vogt, L. (2008): Regionalentwicklung peripherer Räume mit Tourismus? Eine aktors- und handlungsorientierte Untersuchung am Beispiel des Trekkingprojektes Grande Traversata delle Alpi, Erlangen.

Foto(Geo)graphie „Greetings from Detroit“



Aus der Rubrik Foto(Geo)graphie findet ihr in dieser Ausgabe eine Fotoreportage von Cosima Werner. Die Bilder sind über die gesamte Ausgabe verteilt und mit dem Symbol auf der linken Seite markiert. Einen erläuternden Beitrag gibt es auf Seite 67.



Wandbild, Northend, Detroit 2014



1

Schriftzug des
Motor-City Casinos
in Briggs/
Corktown.
Detroit 2014



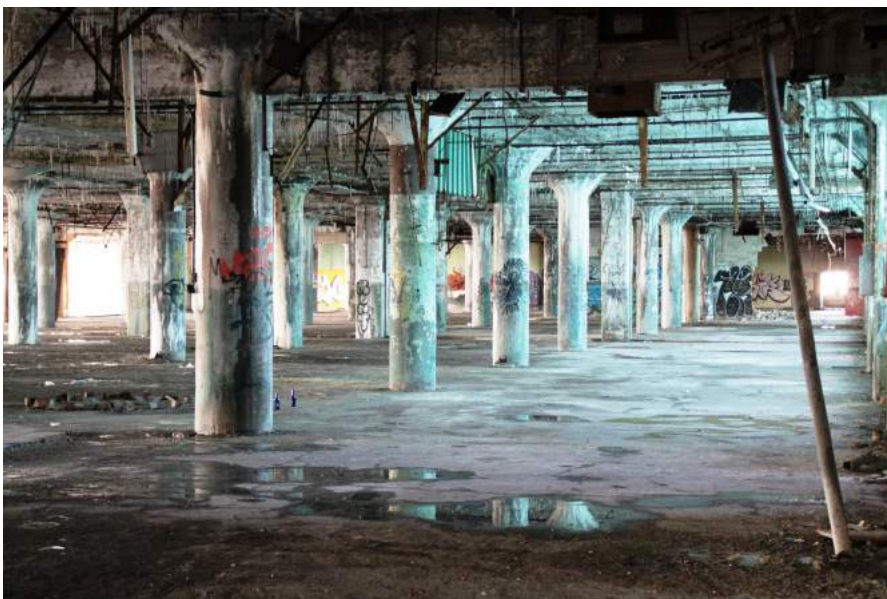
2

Die *Fisher Body Plant 21* der Firma Fisher wurde 1919 gebaut.
Detroit 2015



3

Entworfen wurde das Gebäude vom deutsch-stämmigen Industrie-Architekten Albert Kahn. Heute arbeitet der Besitzer des Berliner Techno-Clubs „Tresor“ intensiv daran, den *Fisher Body* mit elektronischen Klängen wiederzubeleben.
Detroit 2015



Geographien der Verdrängung in den Obdachlosenszenen am Beispiel der Hansestadt Hamburg

Der geographische Blick auf Obdachlosigkeit hat in den letzten Jahren begonnen, sich zu verändern. Statt Obdachlose wie bisher vornehmlich als Opfer der neoliberalen Stadtpolitik zu betrachten, erkennt man ihnen nun Handlungsfähigkeit zu und nimmt wahr, wie sie mittels entwickelter Bewältigungspraktiken in der Lage sind, das restriktive Vorgehen von Städten zu unterminieren und Geographien der Verdrängung zu gestalten.

1 Einleitung

Das politische, wirtschaftliche und gesamtgesellschaftliche Umfeld spiegelt sich stets im Umgang mit Randgruppen und Armen, insbesondere mit Obdachlosen, wieder. Die Schätzungen zur Straßenobdachlosigkeit ergaben 2012 einen Wert von 24.000 Menschen, was einen Anstieg von 10 % im Vergleich zu 2010 bedeutet (BAGW 2014b). Alleine in Hamburg wurden 2009 im Rahmen einer Studie 1029 Obdachlose gezählt, wobei die tatsächliche Anzahl vermutlich deutlich höher liegt (Schaak 2009: 1). Obwohl ab Mitte der 1970er Jahre Obdachlosigkeit in Deutschland entkriminalisiert und als soziales Problem wahrgenommen wurde (Paegelow 2012: 34f.), änderte sich dies Mitte der 1990er Jahre. In dieser Zeit ließ sich ein Wandel der Obdachlosenpolitik in den USA beobachten, welche sich nun durch restriktive Maßnahmen wie Verdrängung, Rekriminalisierung und Marginalisierung von unerwünschten Subgruppen (Smith 1996; Mitchell 1997) charakterisieren lässt und Teil des stadtgeographischen Diskurses ist (DeVerteuil et al. 2009a; Mitchell 1997). Auch in Hamburg ist eine restriktive Vorgehensweise wie zum Beispiel die gezielte Vertreibung Obdachloser unter einer Brücke (Hirschbiegel 2011) oder die Verdrängungsprozesse durch die Privatisierung des Bahnhofsvorplatzes in Hamburg (Sim 2012) erkennbar.

In den letzten Jahren entwickelte sich eine Forschungsströmung, die ihren Schwerpunkt auf Obdachlose selbst und ihre Alltagswirk-

lichkeit legt (Cloke et al. 2010; De Verteuil et al. 2009a) sowie u. a. die Frage aufwirft, wie Obdachlose in ihrer Lebenswirklichkeit durch die Vielzahl an Restriktionen, mit denen der öffentliche Raum – und damit ein wichtiger Teil ihres Lebensraums – belegt ist, beeinflusst werden. Der vorliegende Artikel versucht, die wachsende Heterogenität innerhalb der Alltagsrealität Obdachloser zu fokussieren, nimmt Obdachlose als handlungsfähige Individuen wahr und legt der Betrachtung von Obdachlosigkeit im Gegensatz zu punitiven Ansätzen ein komplexeres Verständnis zugrunde, welches mehr umfasst als Regulierung und Kontrolle. Dass Obdachlosigkeit trotz restriktiver Maßnahmen im Bild der Innenstadt sichtbar ist, lässt den Schluss zu, dass Obdachlose, bewusst oder unbewusst, Strategien und Taktiken als Bewältigungspraktiken des Alltags entwickeln und damit das Vorgehen der Städte unterminieren. Hier knüpft dieser Artikel an und untersucht beispielhaft innerhalb unterschiedlicher Obdachlosenszenen der Hansestadt Hamburg Geographien der Verdrängung. Darunter subsumieren sich die Fragestellungen, ob und wo eine konkrete und spezifische räumliche Verdrängung von Obdachlosen stattfindet, ob und wie diese Verdrängungsmechanismen von obdachlosen Menschen anhand biographischer und persönlicher Erfahrungen wahrgenommen werden, welche Geographien der Verdrängung für Obdachlose aufgrund ihrer Erfahrungen relevant sind und ihre spezifische Alltagswirklichkeit beeinflussen sowie welche Bewältigungstaktiken sie entwickeln und nutzen, um mit konkreter Verdrängung umzugehen.

Ziel des Artikels ist es, darzustellen, dass das Alltagsleben obdachloser Personen mehr als nur eine marginale soziale, ökonomische und politische Konstellation ist, sondern komplexe räumliche und gesellschaftliche Strukturen und Verhältnisse abbildet.

2 Konzeptualisierung von Obdachlosigkeit in der Geographie

Obdachlosigkeit kann verschiedene Zustände der Wohnungslosigkeit beschreiben. In diesem Artikel wird Obdachlosigkeit als Straßenobdachlosigkeit verstanden. Dies beschreibt den Zustand einer Person, die über keine feste Unterkunft verfügt und überwiegend im Freien übernachtet (Paegelow 2012: 34). Betrachtet man die wissenschaftlichen Beiträge zu Obdachlosigkeit, so standen lange Zeit Aspekte wie Exklusion und Vertreibung im Fokus (Cloke et al. 2010: 1). Diese punitive Strömung, vertreten u. a. durch Smith (1996) und Mitchell (1997), stellt die Idee einer neoliberalen Stadtpolitik, die auf soziale Kontrolle und Strukturen fokussiert ist, in den Vordergrund ihres konzeptionellen Zugangs. Die angestrebte Stadtpolitik führt zu einem repressiven Ansatz im Umgang mit Obdachlosen, so dass es Praxis ist, obdachlose Menschen zugunsten einer Kommodifizierung aus innerstädtischen Räumen zu verdrängen. Dies geschieht durch politische, rechtliche und kulturelle Mittel, die als raumorientierte Strategien die Überlebenspraktiken Obdachloser kriminalisieren und veranschaulichen, wie durch zielgerichtete Maßnahmen sichtbare Armut im urbanen Raum marginalisiert wird. Demnach reflektiert das Stadtbild, als räumliche Dimension, die polarisierenden Machtverhältnisse innerhalb urbaner Räume (Cloke et al. 2010: 1ff.; DeVerteuil et al. 2009b: 647; Weisser 2011: 156).

Erst in den letzten Jahren entwickelten sich Ansätze, die sich diesem Zugang widersetzen und ihn als unvollständig kritisieren, da differenzierte Geographien der Obdachlosigkeit nicht erfasst werden können. Die Kritik, dass außer Acht gelassen wird, wie Obdachlose mit den restriktiven Maßnahmen umgehen und ob bzw. wie sie Widerstand leisten (Cloke et al. 2010: 7), wird in diesem Artikel aufgegriffen. Zugleich wird für eine junge, humanorientierte Forschungsströmung plädiert, die den handlungsfähigen Menschen in den Mittelpunkt stellt. Ihr liegt der Anspruch zugrunde, das Phänomen Obdachlosigkeit aus sich selbst heraus statt von oben herab zu erforschen sowie die wachsende Heterogenität der Gruppe der Obdachlosen anzuerkennen, weshalb sie ihren Fokus auf die Praktiken, Performanzen und Affekte des Alltagslebens Obdachloser legt (DeVerteuil et al. 2009b: 646). Vertreter

dieses Ansatzes sprechen sich für ein komplexeres Verständnis von Obdachlosigkeit aus, das besonders die Alltags- und Lebenswirklichkeiten sowie Handlungsfähigkeiten von Obdachlosen in den Vordergrund stellt (Cloke et al. 2010: 2, 20; DeVerteuil et al. 2009b: 650). Durch die sich stets verändernden urbanen Räume sind Obdachlose zu fortwährend neuen Anpassungs- und Schaffungsprozessen gezwungen. Sie beginnen, „place-making devices“ (Cloke et al. 2010: 8) zu entwickeln und ergebnisorientiert zu nutzen, indem sie sich Raum aneignen. Durch Anwendung dieser Taktiken kreieren obdachlose Personen ihre individuellen Bewältigungspraktiken, unter deren Zuhilfenahme sie in der Lage sind, Räume für ihre eigenen Interessen umzuwandeln, indem sie räumliche Verfügungsrechte und Dispositionen sowie ursprünglich existente Raumbedeutungen ignorieren und bewusst verändern. Gestützt wird diese Überlegung durch die Tatsache, dass urbane Obdachlosigkeit auch in den Städten, die durch restriktive und punitive Vorgehensweisen (z.B. rechtliche Verordnungen) gegen Obdachlose geprägt sind, weiterhin existent und sichtbar ist. Gerade unter der Prämisse, dass es Obdachlosen scheinbar gelingt, sich durch Bewältigungspraktiken das Überleben in innerstädtischen Räumen zu sichern, sollte Obdachlosigkeit nicht vornehmlich unter den sozial konstruierten Stigmata von Kriminalität und Devianz betrachtet werden (Cloke et al. 2010: 8). Dieser Artikel stellt die Kommodifizierung des öffentlichen Raumes als einen Aspekt punitiver Maßnahmen in den Vordergrund.

3 Kommodifizierung des öffentlichen Raumes

Dass Obdachlose Bewältigungspraktiken entwickeln müssen, ist oftmals auf die neoliberale Stadtpolitik und eine damit einhergehende Kommodifizierung öffentlicher Räume zurückzuführen. Der öffentliche Raum, verstanden als frei zugänglicher physischer Raum in staatlichem und kommunalem Besitz (Glazze 2001: 161), bildet die Grundlage für die Lebensführung obdachloser Menschen und nimmt in ihrer Alltagswirklichkeit eine existenzielle Funktion ein. Neben dem privaten Raum existieren semi-öffentliche Räume, z. B. Privateigentum, das aber trotzdem für die Öffentlichkeit zugänglich ist oder staatlich geschützt wird, allerdings gezielt bestimmte Gesellschaftsteile ausschließen kann (Glazze



2001: 174f.; Kirsch 2003: 19ff.). Genau hier wirken Kommodifizierungsprozesse – in diesem Kontext als die Ökonomisierung öffentlicher Räume verstanden –, welche als Folge des globalisierten kapitalistischen Systems gesehen werden können (Mitchell 1997).

Ziel dieser Prozesse ist es, den Stadtraum zu ästhetisieren und mit einer vermeintlich geordneten Innenstadt Investitionsanreize zu bieten (Mitchell 1997). Dabei sollen Räume mit gehobenen und gesellschaftskonformen Verhaltensstandards sowie soziale Kontrolle und Ordnung entstehen (Ronneberger 2001: 37). Es kommt zwangsläufig zum Ausschluss bestimmter Bevölkerungsgruppen wie etwa Obdachlosen, die als das „Subproletariat der Metropolen“ (Belina 1999: 60) gelten sowie als störend und umsatzschädigend empfunden werden, da sie nicht mit den Wert- und Normvorstellungen der Mehrheitsgesellschaft konform gehen. Um diese Verdrängung aus dem öffentlichen und semi-öffentlichen Raum zu legitimieren, werden Randgruppen als Sicherheitsrisiko eingestuft (Belina 1999: 61).

Die Kommodifizierung des öffentlichen Raumes geschieht durch die Dimensionen Recht (z. B. Hausordnung), Personal (z. B. private Sicherheitsdienste), architektonische Gestaltung von Räumen (z. B. Verdrängungsmöblierung) und Technik (z. B. CCTV) (Wehrheim 2012: 57). Die verdrängende Wirkung von Kommodifizierungsprozessen beeinflusst die Alltags- und Lebenswirklichkeiten Obdachloser und bildet oftmals den Auslöser für die Entwicklung von Bewältigungspraktiken, weshalb vornehmlich auf diese Bezug genommen wird.

4 Alltagswirklichkeit Obdachloser aus theoretischer Sicht

4.1 Subjektive Raumproduktionen in der Obdachlosengemeinschaft

Den Geographien der Verdrängung innerhalb von Obdachlosenszenen liegen subjektive Raumproduktionen zugrunde. Betrachtet man theoretische Konzepte zur relationalen Raumkonzeption, die davon ausgeht, dass es durch subjektive Raumkonstruktionen an einem Ort zu Überlagerungen mannigfaltiger Räume kommen kann, so scheint das Konzept des Thirdspace von Soja (1996) geeignet, um durch subjektive Raumkonstruktionen bedingte Konflikte in der Alltagswirklichkeit Ob-

dachloser abzubilden. Sojas Konzept basiert auf The Trialectics of Spatiality, wobei Räumlichkeit durch den First-, Second- und Thirdspace konzipiert wird. Der Firstspace steht für den wahrgenommenen, realen Raum, also den materiellen Blickwinkel auf räumliche Phänomene. Der Secondspace als mentaler Raum und Raum der räumlichen Repräsentation verfolgt eher eine idealistische denn eine materielle Perspektive und wird im Kontext von Obdachlosigkeit und Stadt durch städtische Akteure und die der Wirtschaft verfolgt. Der Thirdspace steht für den gelebten Raum. Er überwindet den Dualismus zwischen Firstspace und Secondspace und steht für eine Perspektive, die sich von einer entweder-oder-Konstruktion zu einer sowohl-als-auch-Konstruktion der Räume hinwendet (Soja 1996: 74-81) sowie diese damit auch für sich überlagernde Raumkonstruktionen öffnet. Für die Betrachtung von Konflikten im Kontext von Obdachlosigkeit ist das Thirdspace-Konzept von Soja hilfreich, um unterschiedliche Raumproduktionen innerhalb eines Raumes zu beschreiben, insbesondere jedoch um Interessenkonflikte aufgrund von Differenzen zwischen mentalem und gelebtem Raum aufzudecken.

4.2 Kultur, Identität und Differenz als Mittel zur Ausgrenzung

Die Begriffe Kultur, Identität und Differenz sind bei der sozialgeographischen Betrachtung von Obdachlosenszenen immer präsent, da sie sowohl in Diskursen zwischen Mitgliedern von Gruppen von Obdachlosen und der Mehrheitsgesellschaft als auch innerhalb der Obdachlosenszenen selbst zu Zwecken der Inklusion und Exklusion genutzt werden.

Wie Kultur – verstanden als ein Sinn-, Ordnungs- und Wertesystem, das auf Sitten, Gewohnheiten, Gebräuchen, Traditionen, Religion, Sprache und charakteristischen Eigenschaften und Strukturen eines Kollektivs basiert und den Rahmen für Handlungen bietet sowie diese bewertet (Roth 1999: 95f.) – ist auch Identität ein gesellschaftliches Produkt, das zum einen durch Zusammenwirken von Zukunft und Vergangenheit, zum anderen durch Zuschreibungen gebildet wird. Denn nur wenn es Differenzen und damit Faktoren gibt, die eine Abgrenzung ermöglichen, kann Identität konstruiert werden. Identität beschreibt das Zugehörigkeitsgefühl eines Indi-

viduums oder einer sozialen Gruppe zu einem definierten kulturellen Kollektiv, wie etwa einer Gruppe von Obdachlosen. Um eine Identität herausbilden zu können, muss eine Unterscheidung von anderen Gruppen stattfinden. Identitätsbildend können alle Aspekte der Lebenswelt sein, wobei Kultur oftmals ein Teil davon ist. Ferner findet Identitätsbildung vorrangig nicht nur durch das Individuum selbst, sondern durch den gesellschaftlichen Diskurs statt und ist trotz fortwährender Veränderungen in der Wahrnehmung ein stabiles Konstrukt, über das sich Mitglieder der Gesellschaft definieren (Hall 1999: 83f.; 91–95.).

Problematisch gestalten sich Identitätskonstruktionen, wenn Differenzen dazu genutzt werden, bestimmte Personengruppen auszugrenzen. Durch Differenzen werden bei Subjekten Merkmale erzeugt, anhand derer eine Typenbildung und Kategorisierung möglich ist. Typisierungen gestalten sich problematisch, sobald es zu Stereotypisierungen kommt. In diesem Fall wird ein Subjekt mittels simpler und durchaus weit verbreiteter Eigenschaften dieses Subjekts nur auf diese reduziert. Stereotypen bilden den Versuch ab, die soziale Ordnung der Gesellschaft zu stabilisieren, indem vermeintlich abnormale Mitglieder, in diesem Kontext Obdachlose, exkludiert werden, um die Inklusion der normalen Mitglieder, hier die der Mehrheitsgesellschaft, zu festigen. Außerdem bieten Stereotypen die Möglichkeit, Gesellschaftsmitglieder an einer Norm zu messen und zu legitimieren, dass diejenigen, die nicht normkonform sind, als anders definiert werden und eine Exklusion aus der Mehrheitsgesellschaft gerechtfertigt ist (Hall 2004: 143ff.). Die Stereotypisierung von Obdachlosen bildet oftmals die Basis für Geographien der Verdrängung.

4.3 Bewältigungspraktiken

Um im städtischen Umfeld zu überleben, entwickeln Obdachlose Bewältigungspraktiken. De Certeau (1988) versucht, das Alltagsleben konzeptionell zu erfassen, indem er die Gesellschaft und die herrschende Ordnung inklusive der sie stützenden und schützenden Umgebung sowie die inhärenten Machtverhältnisse beleuchtet. Der Fokus dieses Ansatzes liegt auf den spezifischen und kontextgebundenen Alltagspraktiken von Akteuren, die, wie Obdachlose auch, unter determinierten Bedingungen agieren müssen, welche sie weder wählen

noch bestimmen können. Die Bewältigungspraktiken sind selten darauf ausgelegt, die herrschende Ordnung bewusst zu unterminieren, vielmehr versuchen sie, die herrschenden Ordnung und ihre Strukturen zu erdulden und damit umzugehen (Rothfuß 2012: 66ff.). De Certeau unterscheidet dabei zwischen Strategie und Taktik. Während Strategien den mit Macht versehenen und bewusst agierenden Akteuren, wie z. B. Städten, vorbehalten sind, sind Taktiken die Praktiken der Subalternen. Sie verfügen über keinen eigenen Raum, müssen sich stets neuen Situationen anpassen und sind auf günstige Gelegenheiten angewiesen, in denen sie spontan durch alltägliche Praktiken die Hegemonie unterminieren können (De Certeau 1988: 23, 31, 89). Dieser Ansatz erklärt, mit welchen Strategien die herrschende Ordnung die Räume der Obdachlosen diszipliniert und welche Taktiken Obdachlose nutzen, um die Disziplinierung dieser Räume zu verhandeln. Dieser rational gelagerte Ansatz muss durch den emotional basierten Ansatz der Performativität, wie Impression-Management, ergänzt werden. Der dramaturgische Zugang, vertreten von Goffman (1959), zeigt dabei Gemeinsamkeiten zwischen inszeniertem Theater und dem alltäglichen Leben auf. Verhalten im Rahmen einer sozialen Interaktion transportiert stets auch soziale Bedeutung. Positive oder negative Eindrücke, die Personen bei anderen Menschen hinterlassen, sind dafür verantwortlich, wie auf diese Personen reagiert wird und wie diese im sozialen Leben wahrgenommen werden. Die Definition einer Person und die Konstruktion ihrer Identität erfolgt über soziale Aktivitäten sowie vorteilhafte und unvorteilhafte Eigenschaften. Identitätskonstruktionen sind damit das Ergebnis sozialer Aktivitäten und bestimmen, wie in Zukunft mit einer Person interagiert wird. Impression-Management, als eine Art der Selbstdarstellung, ist ein zentraler Aspekt zwischenmenschlicher Beziehungen und beschreibt den Versuch von Individuen, den Eindruck, den sie auf andere machen, zu steuern, um durch ihr Auftreten gezielt einen bestimmten Eindruck zu vermitteln. Impression-Management kann sowohl bewusst als auch unterbewusst eingesetzt werden (Mummendey/Bolten 1985: 58f.). Mittels verschiedener Techniken wird angestrebt, die soziale Macht mit Hilfe einer positiven Selbstdarstellung auszubauen, den Verlust des eigenen Ansehens möglichst gering zu halten, auf eine positive Reputation hinzu-

arbeiten, Handlungen zu tätigen, um nicht für den ganzen Umfang des eigenen Handelns zur Verantwortung gezogen werden zu können (Tedeschi et al. 1985, zit. in Mummen-dey/Bolten 1985: 60ff.) Im Kontext von Obdachlosigkeit ist dieser Ansatz gewinnbringend, wenn obdachlose Personen mit Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft interagieren, z.B. bei der Betrachtung von Taktiken wie Betteln oder dem Verkauf der Straßenzeitung (Cloke et al. 2010: 67).

5 Methodik

Methodisch wurden die Daten durch eine vierwöchige, feldbasierte Forschung im Umfeld unterschiedlicher Obdachlosenszenen in Hamburg¹ erhoben. Neben teilnehmender und nicht-teilnehmender Beobachtung in niederschweligen Einrichtungen und dem innerstädtischen Gebiet in fußläufiger Distanz zum Hauptbahnhof wurden 20 qualitative Interviews mit Obdachlosen geführt. Kriterium für die Auswahl der Interviewpartner war, dass diese psychisch und physisch in der Lage waren, an einem Interview teilzunehmen und aktuell oder vor kurzer Zeit auf der Straße leben bzw. gelebt haben. Aufgrund der Sprachbarriere wurden überwiegend deutschsprachige Obdachlose befragt. Es gelang ein Mischverhältnis von sechs weiblichen und 14 männlichen Interviewpartnern, welches annähernd mit der Gender-Verteilung in der Obdachlosenszene korreliert. Die Interviews wurden in den Aufenthaltsräumen der niederschweligen Einrichtungen durchgeführt und dauerten durchschnittlich 45 Minuten. Um die Skepsis mir gegenüber zu reduzieren, wurden alle Interviewpartner über das Thema der Arbeit informiert. Während der ersten Interviews wurde deutlich, dass die befragten Personen kaum Verknüpfungen mit dem Begriff der Verdrängung herstellen konnten bzw. Verdrängungsprozesse nicht als solche einordneten. Deshalb wurden sie zu ihrem Tagesablauf, zu Orten des Konsums, Schlafens, Geldverdienens und Freizeit-Verbringens befragt, ebenso wie zu Sicherheits- und Unsicherheitsräumen, mit dem Ziel, daraus Geographien der Verdrängung abzuleiten. Besonderes Interesse galt dabei der

Bedeutung, Wahrnehmung und Bewertung dieser Orte sowie persönlichen Erfahrungen, die mit diesen Orten in Verbindung gebracht werden konnten. Die Interviews wurden nach einem Regelsystem transkribiert und mit den Protokollen der Beobachtungszeiträume in Anlehnung an eine qualitative Inhaltsanalyse in Verbindung mit induktiver Kategorienbildung ausgewertet. Als Hauptkategorien ließen sich gruppeninterne Verdrängungsmechanismen mit räumlicher Manifestation und Verdrängungsprozesse im öffentlichen Raum ausmachen, wobei letztere im Fokus des Artikels stehen. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die Ergebnisse nicht repräsentativ sind, sondern konkret spezifische Verdrängungsprozesse sowie biographische, persönliche Erfahrungen der einzelnen Befragten darstellen. Aufgrund des zeitlich begrenzten Aufenthaltes in Hamburg war nur ein kursorischer Blick in verschiedene Obdachlosenszenen und individuelle Erfahrungen möglich. Deshalb können keine allgemeingültigen Aussagen für den Umgang mit Verdrängung durch Obdachlose in der Stadt Hamburg getroffen werden. Die Alltagswirklichkeiten Obdachloser sind hochkomplex, viele Praktiken und Routinen laufen im Verborgenen ab und die Befragten sind sich darüber nicht bewusst oder möchten diese nicht preisgeben, weshalb diese in Interviews nicht kommuniziert werden. Auch gab es in wenigen Fällen Diskrepanzen in der Selbstdarstellung von Befragten und meinen eigenen Beobachtungen und/oder Beschreibungen durch Mitglieder unterschiedlicher Obdachlosenszenen. Es ist zu vermuten, dass keiner der Befragten während der Befragung ein schlechtes Bild von sich zeichnen wollte.

6 Empirische Ergebnisse

Ein zentraler Aspekt der Geographien der Verdrängung ist die Kommodifizierung öffentlicher Räume, welche einen Teil der Lebensgrundlage vieler obdachloser Menschen darstellen. Deshalb stehen ausgewählte, durch Kommodifizierung ausgelöste Verdrängungsprozesse im Fokus dieses Artikels.

1: Die Betrachtungen der Obdachlosenszenen in Hamburg wurde als Beispiel gewählt, um theoretische Überlegungen empirisch zu unterfüttern. Die Analysen der empirischen Daten sind weder für alle Obdachlosenszenen in Hamburg gültig noch sollen sie in Gänze auf andere Städte übertragbar sein. Im Vordergrund steht die Sichtweise der Einzelpersonen, die befragt wurden.

6.1 Auswirkungen der Kommodifizierungsprozesse

Innerhalb des öffentlichen und semi-öffentlichen Raumes in Hamburg wurden während der Empirie klare Tendenzen zur Kommodifizierung deutlich. Die architektonische Gestaltung der Innenstadt, Hausordnungen und Sicherheitsdienste in Geschäften sowie die Präsenz der Polizei sind Indikatoren. So findet man in der Innenstadt Verdrängungsmöblierung, welche die architektonische Dimension der Kommodifizierung repräsentiert, wie z.B. wühlsichere Mülleimer mit Eingriffsschutz oder erhöhter Anbringung, um das Hineingreifen nach Pfandflaschen zu verhindern sowie Sitzgelegenheiten, die so konzipiert sind, dass sie das Zusammentreffen größerer Gruppen verhindern oder längeres Sitzen oder Liegen unmöglich machen. Dieses als gezielte Verdrängung zu bewertende Vorgehen (DeVerteuil et al. 2009b: 647; Weisser 2011: 156) wird von den befragten Obdachlosen erst bei genauerem Nachfragen als reale Verdrängung wahrgenommen und hat auch nur geringe Auswirkungen auf ihre Alltagswirklichkeiten, da sie im Tagesablauf der Befragten eine geringere Rolle spielen: „Ich hab nie auf der Bank geschlafen“ (I12/21.05.2013). Nur die Anbringung von wühlsicheren Mülleimern wirkt sich aus, da das Sammeln von Pfandflaschen, die eine potentielle Einnahmequelle darstellen, erschwert wird: „Finanziell auf jeden Fall mit den Mülleimern“ (I14/22.05.2013). Die Kommodifizierungsdimensionen Recht und Personal werden von den Befragten verstärkt wahrgenommen, jedoch unterschiedlich bewertet. Während sich einige der Befragten über Hausordnungen und die Präsenz von Polizei und v. a. privaten Sicherheitsdiensten ärgern – „Jetzt haben sie was zu sagen, jetzt ist es unangenehmer“ (I3/03.05.2013) –, empfinden andere diese als zusätzlichen Schutz. „Innenstadt weiß ich, fährt alle halbe Stunde die Streife vorbei“ (I7/14.04.2013). Die befragten Obdachlosen kritisieren zwar die Kommodifizierung des öffentlichen Raumes, die konkreten Auswirkungen auf ihre Alltagswirklichkeit, mit Ausnahme der modifizierten Mülleimer, sind jedoch gering. Einige der Befragten zeigen jedoch auch Verständnis für das Vorgehen der Stadt. Das „haben sich die Leergutsammler aber selber zuzuschreiben. [...] Weil die nämlich dann rein greifen und Müll, der da drin ist, einfach rauschmeißen, um an irgendwas da unten ran

zu kommen und hinterher den Müll, den sie raus geschmissen haben, nicht wieder rein tun. [...] das haben wir uns selber versaut. Wären wir ordentlich (betont) hätte die Stadt keine Veranlassung“ (I9/16.05.2013).

Dass es zu Interessenskonflikten zwischen Obdachlosen und Vertretern der Mehrheitsgesellschaft kommt, ist durch subjektiv unterschiedliche Raumkonstruktionen zu erklären. Die Vertreter öffentlicher und ökonomischer Interessen streben einen möglichst auf Konsum ausgerichteten und attraktiven Innenstad- oder Geschäftsraum an, der durch die Präsenz von Obdachlosen, die in der Konstruktion des mentalen Raumes nicht vorkommen, sich dort jedoch aufhalten, gestört wird. Diese Gruppen sind ebenfalls Teil der Innenstadt und verändern durch Überlagerung von subjektiven Raumkonstruktionen den Secondspace in einen Thirdspace. Das Einsetzen von Sicherheitspersonal, die Einführung von Hausordnungen und die Installation von Verdrängungsmöblierung kann als Strategie der Machtvollen verstanden werden, den Thirdspace wieder in den Secondspace zu überführen. Gegenüber Sicherheitsdiensten sind Obdachlose machtlos und entwickeln keine Taktiken. Im öffentlichen Raum, speziell in Bezug auf die für sie relevanten Abfallbehälter als Teil der Verdrängungsmöblierung, um den innerstädtischen Raum für Obdachlose unattraktiv zu machen, entwickeln sie Bewältigungspraktiken. Die Befragten bauen gezielt auf Unterstützung aus der Bevölkerung, die mittels Aktionen auf die Problematik aufmerksam gemacht und gebeten wurde, das Leergut neben die Abfallbehälter zu stellen. „[D]a haben einige so ein Logo gedruckt, Pfandflaschen bitte nicht in die Mülleimer schmeißen“ (I4/07.05.2013). Dies ermöglicht es den Obdachlosen nun, trotz installierter Verdrängungsmöblierung Pfandflaschen als Einnahmequelle zu nutzen.

6.2 Schlafplätze im öffentlichen Raum

Den Stellenwert des Schlafplatzes in der Alltagswirklichkeit Obdachloser hebt alleine die Tatsache hervor, dass Obdachlosigkeit durch die Übernachtung im Freien gekennzeichnet ist. Das wichtigste Kriterium für die Wahl des Schlafplatzes, der Platte, ist, dass sie witterungsgeschützt ist. Ob der Schlafplatz versteckt oder in der Innenstadt gewählt wird, hängt vor allem von persönlichen Vorlieben



ab. Ein Großteil der Befragten, die eine Platte in der Innenstadt innehaben und damit vorwiegend in Geschäftseingängen nächtigen, pflegt eine Art Symbiose mit den Ladenbesitzern. Viele Geschäftsinhaber scheinen es – als Ergebnis stadtinterner Aushandlungsprozesse unter verschiedenen Akteuren – zu tolerieren, dass Obdachlose ihre Platte in ihren Ladeneingängen aufschlagen, sofern diese erst nach Ladenschluss bezogen und vor Ladenöffnung geräumt und sauber hinterlassen wird. „Da musst du nur, wenn die morgens ihre Hütte aufmachen, dann musst du da auch weggehen oder bereits weg sein und abends warten, bis die eben zumachen. Und auf Sauberkeit achten! Da nicht in die Ecken pinkeln oder irgendwelche weiß ich nicht Veranstaltungen, Feuerchen machen oder ähnliche Sachen. Das geht nicht. Aber wenn du dich vernünftig benimmst, dann sind auch sie dir gegenüber sehr vernünftig“ (I5/08.05.2013). Geschieht dies nicht, kommt es zu Konflikten und oftmals zur Installation von Rolltoren, die Geschäftseingänge völlig als potentiellen Schlafplatz ausschließen. Die hohe Toleranz führen Obdachlose auf ihr eigenes, positives Verhalten zurück. Jedoch machen sie auch deutlich, dass das negative Verhalten eines Einzelnen negative Folgen für die ganze Szene an diesem Ort haben kann. „So und wenn da dann ne Schnapsleiche liegt, wo denn was weiß ich noch daneben gepinkelt ist [...] [D]as mein ich mit 'wir versauen uns das selber'. (...) Und wenn einer (betont) mit auf der Platte ist, der scheiße ist, der versaut das allen (betont)“ (I9/16.05.2013). An dieser Stelle werden auch Differenzen innerhalb der Gruppe deutlich, die an dieser Stelle jedoch nicht thematisiert werden. Allerdings muss erwähnt werden, dass Ladenbesitzer durchaus von der nächtlichen Anwesenheit Obdachloser profitieren können, da diese eine Art Diebstahlsicherung darstellen und mögliche Einbrüche verhindern. Insgesamt fühlen sich die Befragten aus der Innenstadt nicht verdrängt. Sofern sie sich an die Abmachungen mit den Geschäftsinhabern halten, wird ihre Anwesenheit akzeptiert und toleriert.

Auch hier kommt es wieder zur Überlagerung subjektiver Raumkonstruktionen. Geschäftsinhaber, die ihre Ladeneingänge für mögliche Kunden attraktiv gestalten wollen, repräsentieren den Secondspace. Der Thirdspace verändert dies, denn für Obdachlose sind die Geschäftseingänge attraktive Schlaf-

möglichkeiten. Durch den Einsatz von Rolltoren und damit einer Nutzungseinschränkung der Ladeneingänge gelingt es den Ladeninhabern, den Secondspace aufrecht zu erhalten. Allerdings geben die meisten Befragten an, dass sich die Geschäftsinhaber mit dem gelebten Raum arrangieren können, solange es in den für sie relevanten Zeiträumen zu keiner Überlagerung der Raumkonstruktionen kommt. Auch hier wenden Obdachlose eine Taktik als Bewältigungspraktik an. Mittels Impression-Management, was in diesem Fall mit dem Anpassen an gesellschaftliche Normen wie das Einhalten von Absprachen einhergeht, ist ein Großteil der Befragten bestrebt, einen positiven Eindruck zu hinterlassen und sich von den Klischees „des Obdachlosen“ abzuheben. Durch Anpassung erhoffen sich obdachlose Personen eine positive Reaktion auf ihr Verhalten, mit der Absicht, davon auch in Zukunft profitieren zu können. Sie sind bestrebt, eine langfristige, positive Reputation zu erlangen und Repressionen zu verhindern, indem sie sich als vertrauenswürdig und als positives Beispiel innerhalb einer Obdachlosenszene zeigen.

6.3 Umgang mit Verdrängungsprozessen

Den Befragten ist durchaus bewusst, dass Verdrängung dadurch zustande kommt, dass sie von vielen als nicht zur Mehrheitsgesellschaft zugehörig angesehen werden, dass „man nicht mehr in die Gesellschaft integriert ist. Man ist in so einer parallelen Subgesellschaft“ (I14/22.05.2013). Ferner ist ihnen auch bewusst, dass sie oftmals in Verbindung mit den Klischees des Obdachlosen wahrgenommen werden. „[W]ir sind Penner. Wir sind Abschaum. Wir sind asozial, wir gehören entfernt“ (I9/16.05.2013). Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass die befragten Obdachlosen angeben, dass Verdrängung immer dann stattfindet, wenn sie sich durch ihr Erscheinungsbild oder ihr Verhalten deutlich von der Mehrheitsgesellschaft unterscheiden oder vorherrschende Klischees bedienen. „Diese konsumgesteuerte Gesellschaft, wenn man sich genauso bewegt, hat man eine Rückzugsmöglichkeit, weil man dann nicht mehr unter dieser Beobachtung steht. [...] Sagen wir mal so, wenn ich meinen Schlafsack [...] und noch die Iso-matte dran klemmen hab und vielleicht auch noch entsprechend rum lauf, dann bin ich immer unter Beobachtung“ (I2/03.05.2013). Ei-


ne Befragte gibt an, dass der deutlichste Zustand, an dem die eigene Obdachlosigkeit für alle sichtbar wird, das Übernachten im öffentlichen Raum ist, da die soziale Situation dort nicht verborgen werden kann. Dies deckt sich mit den Aufzeichnungen im Feldtagebuch. „Auch in anderen Geschäftseingängen lassen sich Obdachlose nieder. Und erst da werden viele von ihnen als solche sichtbar. Aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes und ohne Gepäck hätten sie genausogut der Mehrheitsgesellschaft angehören können“ (Feldtagebuch 27.05.2013). Verhalten und Erscheinungsbild entscheiden darüber, wie schnell die klischeebehaftete Identität Obdachloser einer Person zugeschrieben wird und die entsprechenden (ablehnenden) Reaktionen erfolgen. „[E]s spielt eine große Rolle, wie du dich in der Gesellschaft, in Anführungsstrichen, wie du dich da bewegst. Wenn du nicht wie so ein total vergammelter Typ rumläufst, dann fällst du auch erstmal schon gar nicht so auf“ (15/08.05.2013). Um diese Art von Verdrängung, die sie durch ihr eigenes Verhalten und ihr Äußeres zum Teil beeinflussen können, zu umgehen, versuchen die befragten Obdachlosen, sich der Mehrheitsgesellschaft anzupassen oder, wenn möglich, Konformität zu erreichen. Dies ermöglicht es ihnen, sich in der Stadt frei zu bewegen und nicht verdrängt, diskriminiert und/oder stigmatisiert zu werden. „Kleider machen Leute und du fällst damit nicht auf tagsüber, außer man hat halt den Rucksack, dann wird man zwar angeguckt, aber (lachend) ich geh locker auch als Tourist durch. Also das ist/ man muss eben halt seine Sachen ordentlich halten und wenn man sauber rumläuft und nicht wie der letzte Dreck. [...] Wenn man nicht gerade mit ner Bierflasche tagsüber rumläuft, (lachend) dann geht's auch“ (12/03.05.2013).

Verdrängung findet also immer dann statt, wenn das Verhalten oder das Erscheinungsbild nicht dem Werte- und Normsystem der Mehrheitsgesellschaft entspricht. Die Identitätszuschreibung Obdachloser durch die Mehrheitsgesellschaft geht oftmals mit einer Stereotypisierung einher, so dass den Personen weitere Eigenschaften wie Suchterkrankung oder kriminelles Verhalten zugeschrieben werden, die wiederum eine Verdrängung aus dem öffentlichen Raum gesellschaftlich legitimieren. Eine obdachlose Person muss also versuchen, den Stereotypisierungsprozess mittels Bewältigungspraktiken von vornherein zu verhindern.

Durch einen ordentlichen Kleidungsstil und eine angemessene Körperhygiene sowie normkonformes Verhalten gelingt dies weitgehend. Zur Umsetzung sind Obdachlose auf Kleiderkammern sowie Waschmaschinen und Duschen in niederschweligen Einrichtungen angewiesen. Differenzen zwischen den verschiedenen Gruppen und Obdachlossenszenen, die sich als gruppeninterne Verdrängungsprozesse abzeichnen, erschweren oder verhindern den Zugang zu dieser spezifischen und wichtigen Infrastruktur jedoch. Mit der Folge, dass einige Obdachlose ihre Taktik der Anpassung an das Werte- und Normsystem der Mehrheitsgesellschaft nicht mehr praktizieren können, ihre soziale Situation sichtbar wird und sie im öffentlichen Raum mit mehr Repressionen konfrontiert werden.

7 Fazit

Im öffentlichen und semi-öffentlichen Raum findet Verdrängung v. a. durch die Durchsetzung des Hausrechts sowie die Installation von Verdrängungsmöblierung statt. Dies nehmen die befragten Obdachlosen aber nicht unbedingt als reale Verdrängung wahr, ein Teil befürwortet dieses Vorgehen sogar. Als für sie relevant stellt sich ein Teil der Verdrängungsmöblierung dar, weil er Auswirkung auf ihre finanzielle Situation hat. Während die Durchsetzung des Hausrechts in Ladeneingängen als negative Auswirkung auf die Alltagswirklichkeit beschrieben wird, weil Platten verloren gehen und damit relevante Aspekte des Tagesablaufes negativ beeinträchtigt werden, äußern sie für das repressive Vorgehen in Einkaufszentren und Bahnhof sogar Verständnis bzw. begrüßen die Vorgehensweise, da dadurch neue Sicherheitsräume entstehen. Dies kann sich bei entsprechender Anpassung an die gesellschaftlichen Normen positiv auf die Gestaltung der Alltagswirklichkeiten auswirken. Um Verdrängungsmechanismen im öffentlichen und semi-öffentlichen Raum zu umgehen, entwickeln die hier befragten Obdachlosen Bewältigungspraktiken, leisten jedoch keinen offensichtlichen und aktiven Widerstand dagegen. Zum einen sichern sie sich Unterstützung aus der Bevölkerung, zum anderen versuchen sie ihr Verhalten und ihr persönliches Erscheinungsbild den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft anzupassen, um nicht oder nur in geringerem Maße stereotypisiert zu werden. Denn ist die Obdach- und Woh-

nungslosigkeit nicht erkennbar, werden sie im öffentlichen und semi-öffentlichen Raum mit deutlich weniger Repressionen konfrontiert. 

8 Literatur

- Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. (BAGW) (2013): Umfang der Wohnungsnotfälle 2008-2012. URL: <http://www.bagw.de/de/themen/zahl-der-wohnungslosen/index.html> (Zugriff: 3.1.2014.).
- Belina, Bernd (1999): 'Kriminelle Räume'. Zur Produktion räumlicher Ideologien. IN: Geographica Helvetica. Jg. 54, S. 59-65.
- Belina, Bernd (2003): Kultur? Macht und Profit! – Zu Kultur, Ökonomie und Politik im öffentlichen Raum und in der Radical Geography. IN: Gebhardt, Hans/Reuber, Paul/Wolkersdorf, Günter [Hrsg.]: Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Heidelberg, Berlin. Spektrum Akademischer Verlag. 83-97.
- Cloke, Paul/May, Jon/Johnsen, Sarah (2010): Swept up lives? Re-envisioning the homeless city. Malden, Oxord, West Sussex. Wiley-Blackwell.
- De Certeau, Michel (1988): Kunst des Handelns. Berlin. Merve Verlag.
- DeVerteuil, Geoffrey/Marr, Matthew/Snow, David (2009a): Any Space Left? Homeless Resistance by Place-Type in Los Angeles County. IN: Urban Geography 30 (6), 633-651.
- DeVerteuil, Geoffrey/May, Jon/von Mahs, Jürgen (2009b): Complexity not collapse: recasting the geographies of homelessness in a 'punitive' age. IN: Progress in Human Geography Jg. 33, S. 646-666.
- Glasze, Georg (2001): Privatisierung öffentlicher Räume? Einkaufszentren, Business Improvement Districts und geschlossene Wohnkomplexe. IN: Berichte zur deutschen Landeskunde Jg.75, S. 160-177.
- Goffman, Erving (1959): The presentation of self in everyday life. Garden City, N. Y.: Doubleday Anchor.
- Hall, Stuart (1999): Ethnizität: Identität und Differenz. IN: Engelmann, Jan [Hrsg.]: Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader. Frankfurt/Main, New York. Campus Verlag. S. 83-98.
- Hall, Stuart (2004): Das Spektakel des > Anderen <. IN: Koivisto, Juha/Merkens, Andreas [Hrsg.]: Ideologie Identität Repräsentation. Bd. 4: Ausgewählte Schriften. Hamburg. Argument Verlag. S. 108-166.
- Hirschbiegel, Thomas (2011): Mit Wasser und Steinen gegen die Obdachlosen. IN: Hamburger Morgenpost, 29.06.2011. URL: <http://www.mopo.de/politik/mitte-bezirkschef-markus-schreiber-spd-mit-wasser-und-steinen-gegen-die-obdachlosen,5067150,8615250.html> (Zugriff: 12.12.2013).
- Kirsch, Benno (2003): Private Sicherheitsdienste im öffentlichen Raum. Formen und Folgen der Zusammenarbeit mit der Polizei in Berlin und Frankfurt am Main. Wiesbaden. Westdeutscher Verlag.
- Mitchell, Don (1997): The annihilation of space by law: the roots and implications of anti-homeless laws in the United States. IN: Antipode Jg. 29, S. 303-335.
- Mummendey, Hans D./Bolten, Heinz-Gerd (1985): Die Impression-Management-Theorie. IN: Frey, Dieter/Irle, Martin [Hrsg.]: Theorien der Sozialpsychologie. Bd 3: Motivations- und Informationsverarbeitungstheorien. Bern. Huber. S. 57-77.
- Paegelow, Claus (2009): Handbuch Wohnungsnot und Obdachlosigkeit. Einführung zur Wohnungslosen- und Obdachlosenhilfe. Bremen. Claus Paegelow.
- Ronneberger, Klaus (2001): Konsumfestung und Raumpartouillen. Der Ausbau der Städte zu Erlebnislandschaften. IN: Becker, Jochen [Hrsg.]: Bignes? Size does matter - Image/Politik - städtisches Handeln. Kritik der unternehmerischen Stadt. Berlin. B-books. S. 28-41.
- Roth, Juliana (1999): Das Entziffern einer fremden Kultur. Aus der Praxis deutsch-russischer Interaktionen. IN: Hahn, Heinz [Hrsg.]: Kulturunterschiede. Interdisziplinäre Konzepte zu kollektiven Identitäten und Mentalitäten. Bd. 3: Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Analyse interkultureller Beziehungen. Frankfurt. IKO - Verlag für Interkulturelle Kommunikation. S. 95-108.
- Rothfuß, Eberhard (2012): Exklusion im Zentrum. Die brasilianische Favela zwischen Stigmatisierung und Widerständigkeit. Bielefeld. Transcript Verlag.
- Schaak, Torsten (2009): Obdachlose, auf der Straße lebende Menschen in Hamburg 2009. URL: <http://www.hamburg.de/contentblob/1715526/data/obdachlosenstudie-2009.pdf> (Zugriff: 12.12.2013).
- Sim (2012): Bahn kontrolliert ab sofort Bahnhofsvorbereiche. IN: Hinz & Kunzt das Hamburger Straßenmagazin. URL: <http://www.hinzundkunzt.de/bahn-kontrolliert-jetzt-auch-bahnhofsvorbereiche/> (Zugriff: 5.5.2013)
- Smith, Neil (1996): The New Urban Frontier. Gentrification and the revanchist city. London, New York. Routledge.
- Soja, Edward (1996): Thirdspace. Journeys to Los Angeles and other real- and imagines Places. Malden, Oxford, Victoria. Blackwell.
- Wehrheim, Jan (2012): Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen. Budrich.
- Weisser, Florian (2011): Fremde in der eigenen Gesellschaft? Integration von Obdachlosen in Nürnberg. IN: Popp, Herbert. [Hrsg.]: Migration und Integration in Deutschland. Bd. 6: Bayreuther Kontaktstudium Geographie. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Bayreuth e.V. S. 155-168.



4 St. Agnes Kirche in Virginia Park. Detroit 2014



5 Leere Schulbibliothek der 2012 geschlossenen Jackson School in Jefferson Chalmers. Detroit 2014

Challenging Geopolitics on the Ground: Der Widerstand der palästinensischen Bevölkerung im Gebiet H2 der Stadt Hebron/Al-Khalil

Der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern ist zunehmend internationalisiert und wird auf globaler Ebene immer relevanter. Jedoch spielt aber die lokale Ebene eine entscheidende Rolle bei der Generierung der jeweiligen geopolitischen Leitbilder sowie bei der politischen Mobilisierung für die unterschiedlichen nationalen Projekte. Anhand der Stadt Hebron/Al-Khalil, wo israelische Siedler in direkter Nachbarschaft zu den palästinensischen Bewohnern leben, soll aufgezeigt werden, wie genau alltägliche Erlebnisse und Erfahrungen der Palästinenser zum palästinensischen Leitbild und der politischen Mobilisierung beitragen. Dabei zeigt sich, dass die weitverbreiteten Widerstandsformen, die sich mit Medienarbeit auseinandersetzen, von Bedeutung sind, weil somit gezielt internationale Besucher angesprochen und über die politische Lage informiert werden.

1 Einleitung

Der Israel-Palästina Konflikt bleibt aktuell und es kommt immer wieder zu Eskalationen. Gleichzeitig zeichnet sich der Konflikt durch vielseitige Wechselbeziehungen zwischen lokalen, regionalen und globalen Politiken aus, weshalb er auch weiterhin für geopolitische Studien von höchstem Interesse ist. Dabei haben sich innerhalb der kritischen Geopolitik verschiedene Richtungen mit dem Israel-Palästina Konflikt befasst, jedoch lagen dabei häufig israelische Narrationen und Praktiken im Forschungsfokus. Dies führte zu einer eindimensionalen Beschreibung des komplexen Verhältnisses zwischen der palästinensischen Gesellschaft und der Okkupation. In den Forschungsfokus müssen somit auch die verschiedenen Formen des palästinensischen Widerstands rücken; genauso wie die unterschiedlichen Mittel mit denen Palästinenser Gegenentwürfe zu dem hegemonialen geopolitischen Leitbild Israels entwickeln. Im Rahmen dieses Artikels soll durch das lokale Place Making der palästinensischen Bewohner Hebron/Al-

Khalils geklärt werden, wie genau die geopolitische Wissensproduktion der Palästinenser aussieht und welche Rolle Widerstand dabei spielt. Somit handelt es sich um einen anti-essentialistischen Ansatz, der räumliche Identitäten nicht als gegeben, sondern als komplexe Konstruktionen versteht. Zusätzlich soll gewährleistet werden, dass Okkupation und Widerstand nicht die einzigen beschreibenden Aspekte der palästinensischen Gesellschaft sind und andere, z.B. aus den Bereichen Kultur, Ökonomie, Soziales und Politik auch berücksichtigt werden.

2 Neuere Ansätze der kritischen Geopolitik

Geopolitik ist schon immer ein Begriff, der mit verschiedenen Ideologien und Idealen in Verbindung gebracht wird (Ó Tuathail/Agnew 1992: 191) und bei dem es um allgemein anerkannte Raumkonzepte geht. Dabei ist eine der zentralen Aufgaben der kritischen Geopolitik, diese Raumkonzepte als Konstrukte zu begreifen und dahinter liegende Machtstrukturen offen zu legen. Diese Offenlegung setzt aber voraus, dass die Produktion geopolitischer Wissens, die vom Lokalen bis zum Globalen erfolgt, ins Zentrum der Forschung rückt (ebd. 194). Bei der Untersuchung der Wissensproduktion kommen eine Vielzahl theoretischer Zugänge zum Tragen, z.B. „[...] feminism, cultural studies, post-structuralism, and post-colonial studies [...]“ wodurch verschiedene Zugänge möglich sind (Dalby 2008: 414f.). Neben diesen Theorien gibt es auch Forderungen nach einer stärkeren Lokalisierung geopolitischer Studien. Dies führt zu „[...] a more geographical geopolitics that disaggregates rather than homogenizes actors, and, by implication, localizes rather than globalizes analysis and explanation“ (Ó Tuathail 2010: 257).

Im Bezug zum Israel-Palästina Konflikt wurden unterschiedliche kritische-geopoliti-

sche Studien durchgeführt, die von der Vielfalt der Ansätze profitieren. So untersuchen Graham und Weizman die urbanen Strukturen in den besetzten Gebieten Israels/Palästina und zeigen auf, wie einerseits die Zerstörung palästinensischen, urbanen Raumes durch Narrative der Angst und Sicherheit begründet wird (Graham 2004). Andererseits dienen israelische urbane Strukturen in den besetzten Gebieten auch zur Kontrolle und Regulierung der dort lebenden Palästinenser (Weizman 2007). Die Arbeiten von Harker zum Thema Familie und Zuhause unterstreichen, dass palästinensische Gesellschaft und Lebenswelt komplex sind und sich nicht allein auf Okkupation und Widerstand reduzieren lassen, sondern dass es hier zu vielfältigen sozialen, kulturellen und emotionalen Verflechtungen kommt (Harker 2009; Harker 2011). Dennoch ist die Erforschung der geopolitischen Wissensproduktion der Palästinenser auf lokaler Ebene unvollständig und es besteht weiterhin Forschungsbedarf. Hier soll der Artikel ansetzen und auf Basis postkolonialer und feministischer Ansätze die geopolitische Wissensproduktion der Palästinenser untersuchen, die sich im Place Making von Hebron/Al-Khalil zeigt. Zudem soll der Forschungsprozess reflexiv die Rolle des Forschers bei der geopolitischen Wissensproduktion mitberücksichtigen.

3 Relationales Raum- und Ortsverständnis

Wie bereits erwähnt, spielt für den hier genutzten kritischen geopolitischen Ansatz das Place Making eine zentrale Rolle, welches an Dorreen Massey's Place und Space Konzeption angelehnt ist. Schon seit längerer Zeit beschäftigt sich Dorreen Massey mit relationalen Raumkonzepten (Strüver, 2014: 34), die auch an postkoloniale und feministische Ansätze Anschluss finden sowie neuere konstruktivistische Strömungen innerhalb der kritischen Geopolitik, die Raum als Konstrukt sehen (Helmig, 2008: 68). Kern ihrer Raumkonzeption sind drei Thesen: Raum als Produkt von Wechselbeziehungen und Interaktionen zwischen verschiedenen Entitäten, Raum als Bereich heterogener, koexistenter Vielfalt von Narrativen und Praktiken sowie Raum als Sphäre, die nicht abgeschlossen ist und sich in ständiger (Re)Produktion befindet (Massey, 2005: 9). Eine solche Konzeption korrespondiert mit neueren Überlegungen in der Politik, z.B. anti-essentialistischen Ansätzen, die alle

Formen von Identität als soziales Konstrukt sehen oder Ansätze, die Differenz und Vielfalt befürworten sowie die Offenheit zukünftiger Entwicklungen betonen (Massey 1999b: 29-30). Diese Raumkonzeption schafft die Voraussetzung für ein relationales Ortskonzept, den Place. Die Bedeutungszuschreibung von Places erfolgt im Sozialen (Belina 2013: 108) und sie entsteht aus dem Gefüge verschiedener, in Beziehung stehender Entitäten. Darunter können verschiedenartige Dinge verstanden werden: „The phenomenon in question may be a living thing, a scientific attitude, a collectivity, a social convention, a geological formation“ (Massey 2005: 12). Die Art der Beziehung zwischen den Entitäten ist dabei geprägt von dem Machtverhältnis zwischen ebendiesen und legt dabei deren Hierarchie fest (Massey 1999b: 41). Jedoch sind diese Machtverhältnisse verhandelbar, sodass Veränderungen möglich sind (Massey 2005: 162).

Was einen Place spezifisch macht, ist seine räumlich-temporäre throwtogetherness, die Resultat der unterschiedlichen Verbindungen von Entitäten ist und wodurch ein bestimmtes hier und jetzt erzeugt wird (Anderson 2008: 232). Places sind zeitlich und räumlich wandelbar und sie sind gegenüber anderen Places nicht abgeschlossen. Ihre politische Relevanz ist dabei eng verknüpft mit der jeweiligen sozialen Gruppierung, die die throwtogetherness des Place konstituieren, sprich am Place Making beteiligt sind. „Erst die von mehr oder weniger großen Gruppen mehr oder weniger bis ins Detail geteilten Bedeutungen, die physisch-materiellen Orten zugeschrieben werden, [...], machen Places gesellschaftlich relevant“ (Belina 2013: 109). Places können sich überlagern und um denselben physischen Ort konkurrieren, was zu Aushandlungsprozessen bzw. Konflikten zwischen differierenden sozialen Gruppen führt. Dabei nutzen die jeweiligen sozialen Gruppen die Bedeutungszuweisungen der Places, bzw. das Place Making, auch im Sinne der politischen Mobilisierung (Belina 2013: 114). Dies gilt gerade in Bezug zu marginalisierten Gruppen, da diese häufig zu solchen Place-bezogenen Formen der politischen Mobilisierung greifen, wenn es um Widerstand geht (Belina 2013: 113).

In Hebron/Al-Khalil wird von Seiten der palästinensischen Bewohner eine Place-bezogene politische Mobilisierung vorgenommen, die zu den alltäglichen Erfahrungen vor Ort anschlussfähig ist (Belina 2013: 114). Diese

alltäglichen Erfahrungen von Okkupation und Widerstand sind wichtige Bestandteile der Konzeption des Places Hebron/Al-Khalil, aber auch des geopolitischen Wissens und Leitbildes der palästinensischen Unterdrückung. Geopolitische Leitbilder und das dazugehörige geopolitische Wissen können relational gedacht als größere konstruierte Konzepte verstanden werden, die ein bestimmtes Machtgefüge konstituieren und sich in ständiger (Re)Produktion befinden (Massey 1999a: 9). Mithilfe der lokalen politischen Mobilisierung wird das geopolitische Leitbild (re)produziert und ist somit wichtiger Bestandteil der Wissensproduktion. Insofern bietet sich durch das Konzept des Place die Möglichkeit, die geopolitische Wissensproduktion der Palästinenser auf lokaler Ebene zu betrachten. Allerdings ist es notwendig reflexiv die Positionierung des Forschenden zu betrachten, da es unmöglich ist nicht Teil der lokalen Aushandlungsprozesse zu werden (Massey 2008: 496). Der Forscher selbst nimmt Teil am Place Making.

4 Methodik und Empirie

Im Rahmen eines dreimonatigen Aufenthaltes im Jahr 2013 in Hebron/Al-Khalil wurden qualitative Interviews durchgeführt, wobei problemzentrierte Interviews (PCI) und Experteninterviews zum Einsatz kamen. Der PCI-Ansatz gehört zu den halb-strukturierten Interviewformen (Mayring 2002: 67) und zeichnet sich dadurch aus, dass das Interview auf die Beantwortung einer spezifischen Forschungsfrage ausgelegt ist (Witzel/Reiter 2012: 4). Neben dieser Problemzentrierung sind PCIs noch objekt- und prozessorientiert (Mayring 2002: 68). Kernüberlegung hinter dem PCI-Ansatz ist das Verständnis, dass Forscher und Befragter in einem dialogischen Prozess sind, in dem das praktische Wissen des Befragten und das wissenschaftliche Wissen des Forschenden gemeinsam genutzt werden, um eine für beide Seiten relevante Forschungsfrage zu beantworten (Witzel/Reiter 2012: 5). Somit sieht diese Interviewform den Forscher als aktiven Teil der Wissensgenerierung und erlaubt somit reflexive Rückschlüsse auf seine/ihre Rolle bei diesem Prozess. Die Prozess- und Objektorientierung des PCI-Ansatzes unterstreicht auch die Notwendigkeit,

dass Forschungsmethoden immer im Einklang mit den lokalen Gegebenheiten entwickelt werden müssen, um so den besten Zugang zum Forschungsfeld zu bekommen (Witzel/Reiter 2012: 29). Dies gilt im Besonderen für alle Forschungsprojekte in den Gebieten des Nahen Ostens, zumal es hier, bedingt durch die seit Jahren andauernden Konflikte, große Probleme gibt in Bezug auf Vertrauen, Transparenz und politischer Positionierung des Forschenden (Cohen, Arieli 2011). Zusätzlich müssen noch kulturelle und soziale Aspekte sowie Sprachbarrieren berücksichtigt werden. Diese Überlegungen fanden Eingang in den Forschungsprozess und wurden weitestgehend berücksichtigt. Zudem wurde großer Wert auf Anonymität gelegt, weshalb auf persönliche Daten verzichtet wurde.

Für die Auswertung standen neun Interviews mit Bewohnern von Hebron/Al-Khalil, die entweder in oder nahe der Zone H2¹ leben, zur Verfügung. Zudem gab es noch drei Experteninterviews mit zwei lokal agierenden Organisationen („Hebron Rehabilitation committee – Legal Unit“ und „Youth Against Settlement“) sowie einem Ladenbesitzer. Die Auswertung erfolgte nach dem System der komparativen Analyse, wobei hier in mehreren Teilschritten von der Einzelanalyse bis zur interviewübergreifenden Gesamtanalyse vorgegangen wurde. Bei der Analyse der Interviews wurde zudem der Dialogverlauf mitanalysiert, um die Rolle des Forschers besser herauszuarbeiten sowie eventuelle Fehler wie Missverständnisse und Suggestivfragen für die Analyse zu entfernen. Die Experteninterviews wurden auf dieselbe Art und Weise analysiert und integriert, da der PCI-Ansatz als Multimethoden-Ansatz konzipiert ist und es somit zulässig ist, sie mit weiteren Methoden zu kombinieren.

5 Die Stadt Hebron/Al-Khalil in Referenz zum Israel-Palästina Konflikt

Der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern findet seine historischen Wurzeln in den ersten Immigrationswellen osteuropäischer Juden Ende des 19. Jahrhunderts (Achcar 2011: 50). Eine Vielzahl internationaler Verträge wurden im Laufe des folgenden Jahrhunderts verabschiedet (unter anderem die

1: H2 ist der Teil der Stadt, der sich unter israelischer Kontrolle befindet. Eine genauere Erläuterung befindet sich im Abschnitt 4.

Balfour Deklaration) und unterschiedliche Akteure hatten jeweils die Vorherrschaft im historischen Palästina. Jedoch konnten in keinem Fall die steigenden Spannungen zwischen dem jüdischen und arabischen Teil der Bevölkerung gestoppt werden. Diese gipfelten in der Unabhängigkeitserklärung Israels, der großen Vertreibung der Palästinenser 1948 sowie der militärischen Besetzung des restlichen ehemaligen Mandatsgebietes Palästinas im Jahr 1967 (Taraki 2006: xi). Retrospektiv kann folgendes über den Konflikt gesagt werden: „Many factors have played a role in the exacerbation and escalation of this conflict, but there is no doubt about the major factor: the claim of both peoples to the same territory, Palestine, as an exclusive base for their national development and sovereignty“ (Flapan 1985: 20).

Die Stadt Hebron/Al-Khalil hat eine besondere Stellung innerhalb des Konfliktes, da sie gleichermaßen für die jüdische und die muslimische Gemeinde von hoher Relevanz ist. Hier befindet sich das Grab der Patriarchen, in dem Abraham und andere, zu ihm zählende Familienmitglieder, begraben sind.

Aus diesem Grund beherbergte die Stadt nicht nur eine muslimische, sondern auch eine jüdische Gemeinde. Dies änderte sich aber im August 1929, als 67 Juden im Zuge der steigenden Spannungen im Mandatsgebiet Palästina in Hebron/Al-Khalil getötet wurden (Clarke 2000: 12). Die restliche jüdische Bevölkerung der Stadt wurde 1936 von den Briten evakuiert, und erst im Jahr 1971 sollte wieder eine jüdische Siedlung in der Nähe von Hebron/Al-



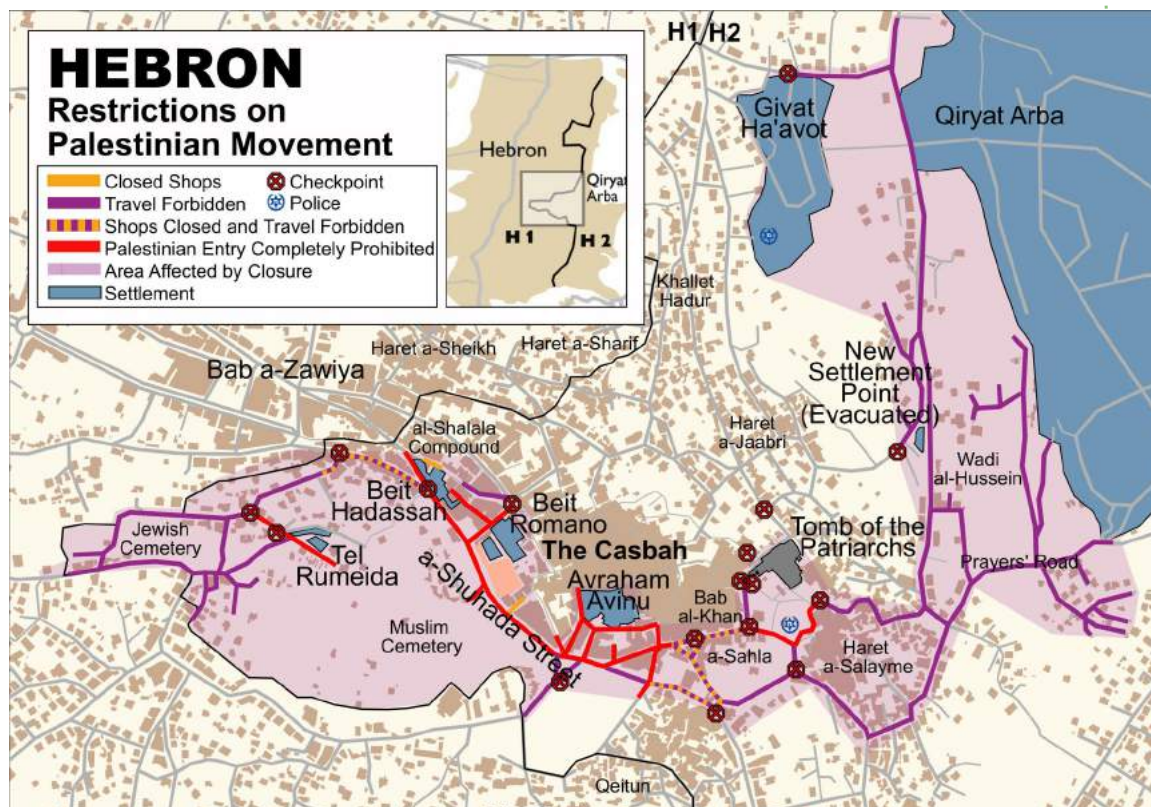
Abb. 2: Links altes Beit Hadasa Gebäude, rechts moderner Neubau (Quelle: Eigene Aufnahme)

Khalil (Kiryat Arba) und 1979 die erste Siedlung innerhalb der Stadt (Beit Hadasa) entstehen (ebd.).

Seitdem wurden weitere jüdische Siedlungen innerhalb der Altstadt von Hebron/Al-Khalil errichtet. Die nächste Zäsur für das lokale Konfliktgeschehen war das Baruch Goldstein Massaker von 1994, als ein jüdischer Siedler 29 Muslime während des Gebetes in der Ibrahim-Moschee tötete (Clarke 2000: 12). „The massacre greatly influenced the dynamic between Palestinians and Israelis, while also bringing about a completely new conception of security dominant still today, based on the “Principle of Separation”. In accordance with this principle, the settlers who live in the center of the city near the Cave of the Patriarchs “enjoy” near complete segregation from their Palestinian neighbors“ (Breaking the Silence 2010: 3). Um längerfristig eine Lösung zu finden, vereinbarten die Israelische Regierung und die Palästinensische Autonomiebehörde 1997 das Hebron Abkommen „[...] which divided the city into two zones, H1 and H2. The H2 region of Al-Khalil is under Israeli control, and comprises about 20 % of the land of Al-Khalil, including the traditional cultural and economic center of Al-Khalil, the open-air souk. This territorial division is presented as a compromise; 80 % of land remains under nominal Palestinian control [...]“ (J. Smith 2011: 325). Wie genau sich die Politik der Separation und die Teilung der Stadt in H1 und H2 auf den ehemaligen Stadtkern ausgewirkt hat, kann der Karte entnommen werden. Hier sieht man deutlich, wo Läden aus Sicherheits-



Abb. 1: Ibrahim-Moschee/Abraham Synagoge worunter sich das Grabmal befindet (Quelle: Eigene Aufnahme)



Karte 1: Hebron, Restriction on Palestinian Movement (Quelle: mit freundlicher Genehmigung von B'Tselem, 2011)

bedenken geschlossen wurden, Checkpoints zur Überwachung etabliert wurden sowie die Straßenabschnitte, die für Palästinenser unzugänglich sind.

Trotz des Abkommens, kommt es immer wieder zu sporadischen Eskalationen zwischen israelischen Siedlern, Sicherheitskräften und den palästinensischen Bewohnern an der Grenze zwischen H1 und H2 (Clarke 2000: 13). Zudem kam es zu drastischen Veränderungen in H2 betreffend der Bevölkerung, der Ökonomie, der Sicherheitslage und des Sozialen.

6 Zentrale Inhalte der geopolitischen Wissensproduktion der Palästinenser

Im Folgenden wird unter den einzelnen Unterpunkten das palästinensische Place Making in H2, Hebron/Al-Khalil erläutert. Dabei soll zunächst die Okkupation und der Widerstand thematisiert werden, gefolgt von anderen wichtigen Entitäten sowie der Dialoganalyse.

6.1 Wahrnehmungen der Okkupation in H2

Die Wahrnehmung der palästinensischen Bewohner in Bezug zur Okkupation ist von un-

terschiedlichen Aspekten geprägt. Wichtige Entitäten sind dabei unter anderem die israelischen Siedler und Soldaten, mangelnde Sicherheit und Ängste, Spione und Kriminelle sowie die Siedlungserweiterungen in der Altstadt. Aus Sicht der Bewohner zeichnen sich die Siedler folgendermaßen aus: „Settlers do put a pressure direct and indirect. Direct when they attack children, women, houses, people. Indirect when they claim that they are unsafe, in their homes and they need more protection, more security“ (Bewohner 1). Dieses Mehr an Sicherheit sollen die Soldaten den Siedlern bringen, jedoch halten die Palästinenser fest, dass die Soldaten eben nur für die Sicherheit der israelischen Siedler verantwortlich sind. Die weitere Darstellung der Soldaten bleibt zudem äußerst negativ: „And the soldiers jailed you, beat you, or at least detain you. They took your ID and they stop you for a while, making an investigation, and you turn from the victim to the criminal. And sometimes soldiers themselves, they beat you, attack you or they claim that you have a knife or something, they already have their excuses to make anything“ (Bewohner 2).

Siedler und Soldaten werden auf Grund diese Darstellungen zu zentralen Figuren eines

Unsicherheits- und Ohnmachtsgefühls der Palästinenser. Neben der Rolle der Siedler, Soldaten und Sicherheitsmaßnahmen ist die Siedlungserweiterung der Siedler ebenfalls ein Thema des Place Making der Palästinenser. Die Erweiterungen israelischer Siedlungen werden als unnatürliche und gefährliche Prozesse dargestellt, die den palästinensischen Wohn- und Lebensbereich bedrohen. „Because as more as they, they buy, as more as the cancer expand. I, all the time I used to say cancer because cancer starts with one cell, then it

werden, beschreiben ein Klima der Angst, der Unsicherheit und der Machtlosigkeit. Als Folgen geben die Bewohner Abwanderung von palästinensischen Bewohnern, Verfall des ehemaligen ökonomischen Zentrums sowie Verlust palästinensischen Wohnraums an. Auch soll es weniger Einkommensmöglichkeiten in H2 geben, was die Bewohner zusätzlich vor Herausforderungen stellt.

6.2 Widerstand und seine Rolle für die palästinensischen Bewohner



Abb. 3: Verhafteter Palästinenser wird von Soldaten abgeführt (Quelle: Eigene Aufnahme)

Auf Widerstand angesprochen, unterstreichen die Bewohner, dass es sich dabei um ein offenes Konzept handelt. „So, I believe that resistance itself; it’s a big concept. And it’s so wide. And we can make it in anything, in many things“ (Bewohner 2). Somit ist es Aufgabe des Einzelnen zu klären, was die Person konkret darunter versteht. Dabei werden die nicht gewaltvollen Formen des Widerstands von einigen Bewohnern als wichtig erachtet. „Personally I believe in non-violence resistance. Because it’s an effective which doesn’t harm other people. And it’s also effective, it is so effective“ (Bewohner 5). Als wichtige Methode des Widerstands zählt vor allem eine palästinensische Präsenz in H2, mit dem Zweck, die palästinensische Community in H2 am Leben zu erhalten. Ergänzend gibt es dazu eine Vielzahl an unterstützenden Methoden, z.B. Community Center mit Kinderbetreuung und Erwachsenenurse. Daneben ist die Medienarbeit für viele Palästinenser eine bedeutende Form des Widerstandes, weil sie sich damit erhoffen, mehr internationale Unterstützung zu bekommen, wenn sie über die lokalen Gegebenheiten berichten.

tend to other cells till it take the whole organ.“ (Bewohner 2). Es droht aus Sicht der Bewohner der Verlust des Heimes, was eine der größten Gefahren für die Bewohner sein soll.

Weitere Aspekte, die ein Gefühl der Angst und Unsicherheit bei den Palästinensern erzeugen, sind Spione, Drogenhändler und Kriminelle die sich in H2 aufhalten sollen: „And for Palestinian also because [...] the bad people, they have to hide here from the PA and they cannot get arrested. And by hiding here [...] they scared the people. [...] I’m sorry to, to talk like this but this area it’s for selling drugs, for using drugs, for, you can see like mafia [...] in the Suk.“ (Bewohner 8). Zwar werden kaum konkrete Vorfälle von Seiten der Bewohner genannt, jedoch sind die Bewohner in der Folge verunsichert und sehr vorsichtig und misstrauisch anderen Personen gegenüber. All diese Entitäten, die von den Palästinensern im Rahmen des Place Making erwähnt

Wenn es um gewaltvolle Formen des Widerstands geht, zeigen sich hier deutlich verschiedene Auffassungen innerhalb der palästinensischen Community. Zwar werden sie als eine Form von Widerstand gesehen, jedoch gelten sie als letzte Option und zugleich als ineffektiv. Gerade anhand des Steinewerfens lässt sich dies gut darstellen. „We are not causing trouble, we don’t want any problems, we want a very quiet area. But when the children or when the adults throw stones we need to stop it. This is what many people understand. Cause, okay let’s watch the whole day these people throwing stones, and then what? Soldiers would go, children or the adults, or the youngsters would remain in the

street. They would not gain anything, they would not express even their anger, no.“ (Bewohner 1). Wie das Zitat zeigt, handelt es sich beim Steinewerfen um eine Protestform bei Ausschreitungen, die als unwirksam gilt. In den Interviews wird zudem darauf verwiesen, dass es einen Generationenkonflikt gibt, weil gerade Jüngere dieses Vorgehen befürworten und ältere Mitglieder der Community sie ablehnen.

In welcher Form und wie sehr die einzelne Person involviert ist, entscheidet nach Aussage der Bewohner der Einzelne im Rahmen eigener Möglichkeiten. Hierbei wird von ihnen betont, dass diese Möglichkeiten auch durchaus begrenzt sind. Zudem stellen sie fest, dass der Widerstand auch dadurch eingeschränkt wird, dass es mangelnde Unterstützung gibt für selbigen und dass Personen, die sich aktiv engagieren, auch das Interesse von Soldaten und Siedlern wecken, was mitunter zu weiteren Schikanen und Problemen führen kann.

6.3 Die politische Mobilisierung und ihre Einbettung in H2

Die unterschiedlichen Entitäten, die im Rahmen von Okkupation und Widerstand thematisiert werden, sind nicht nur Bestandteil des Place Making, sondern auch der politischen Mobilisierung. Dadurch, dass die palästinensischen Bewohner ihr Leiden und die Gründe für ihren Widerstand veranschaulichen, erlauben sie es Dritten, wozu Mitglieder der internationalen Community zählen, Empathie zu empfinden und Solidarität zu bekunden. Hintergrund dazu ist, dass von Seiten der palästinensischen Community nicht geglaubt wird,

dass ihre Anstrengungen alleine ausreichen würden um etwas zu bewegen. „I believe the occupation it’s need all our efforts. I mean all the Palestinian efforts and international also. Palestinians themselves, is not enough“ (Youth Against Settlement).

Gleichzeitig kommt es zu einem konflikt-haften Aushandlungsprozess, in Bezug zum Place H2, der zwischen den Bewohnern H1 und H2 erfolgt. Die Bewohner H1 sehen das Gebiet H2 als äußerst gefährlichen Ort und stigmatisieren die Bewohner von H2. Diese wiederum versuchen zu vermitteln, dass ein Leben als politisches Signal dort möglich und notwendig ist. Es kommt somit auch zu konflikt-haften Aushandlungsprozessen innerhalb der palästinensischen Gesellschaft über den Place H2, wobei es auch zur politischen Mobilisierung anderer, nicht in H2 lebender Palästinenser kommt.

6.4 Andere wichtige Entitäten des Place H2: Die Familien-Clans

In vielerlei Hinsicht erwähnten die Bewohner als wichtige Entitäten des Places H2 die Familie und allen voran die Familien-Clans. Diese Clans, so die Aussagen der Interviewpartner, spielen eine große Rolle für die soziale Regulation vor Ort, zumal sie die Bewahrer gesellschaftlicher Konventionen und Stammesrechte sind. Ihre Bedeutung wird im folgenden Zitat gut deutlich, in dem es um Straftaten geht: „Like we start with the family and trying to solve it. And if that work, if not it continue to be govern by law itself, the law of the PA.“ (Bewohner 2). Nun kommt es aus Sicht der Bewohner zu Komplikationen, als aufgrund von Neuansiedlungen der palästinensischen Autonomiebehörde fremde, nicht den Clans angehörende, Palästinenser nach H2 zogen. Diese fremden Palästinenser stehen für die alteingesessenen Bewohner außerhalb ihrer sozialen Ordnung, was dazu führt, dass sie auch von ihnen als Sicherheitsrisiko wahrgenommen werden. „[...] for example, in the past, people would walk in the street, the women especially, the girls, would go visit each other, [...] would move in the old city. But after the division no, no. [...] when the PA started bringing new people and then the streets became full of strangers, no it wasn’t safe at all. To [...] get women walk in the street really. Because if they get harassed, you never know who did it. In the past if someone [...] talks to



Abb. 4: Steine werfende Jugendliche in Konfrontation mit Soldaten (Quelle: Eigene Aufnahme)

a woman, then we will know that this person is from this family, that family. And you know, in Hebron the tribal law is very dominant. [...] But now, no. [...] There are no rules to control people, like used to be in the past.“ (Bewohner 1). Es zeigen sich somit komplexe Wechselbeziehungen zwischen Okkupation, Widerstand und der lokalen Lebenswelt, die sich durch Widersprüche und unerwartete Konsequenzen auszeichnen.

6.5 Dialoganalyse und die Rolle des Wissenschaftlers

In den meisten geführten Interviews werden von den Interviewten verschiedene Aspekte der Okkupation (z.B. falsche Verdächtigungen) im Rahmen von persönlichen Erlebnissen erzählt. Diese Narrationen sind besonders, da sie nicht nur auf einfache Weise abstrakte Aspekte erklären, sondern auch die emotionale Komponente der Okkupation unterstreichen. „Actually the settlers they, they are doing what they like. And if they said to the soldiers “go this house and search it or arrest someone”, the soldiers will come immediately. And they will said you attacked. Even they are pretended that. [...]I want to give you [...] an example: A few months ago, (.) suddenly the army came here, about 20 soldiers, they came to my house here. And they asked me for my son. My son, five years old!“ (Bewohner 3). Sie sind somit wichtiger Teil der kommunikativen Strategien der Palästinenser, um beim Zuhörer Mitgefühl, Anteilnahme aber auch Solidarität mit ihrem politischen Projekt zu evozieren.

Die Rolle des Forschenden wurde zu den sogenannten Internationals, der Vielzahl an ausländischen Besuchern, in Bezug gesetzt. “They want to prove to you the occupation! And this is kind, this is one sign of the occupation. As international you can feel it. Why you, while you go to H1 no one ask you about, from the, may they ask you from where you are. You said from Germany. Oh, you’re welcome. Is anyone ask you for your passport?“ (Bewohner 3). Hierbei war interessant, dass aus ihrer Sicht die Okkupation so auch für den Forschenden zu erleben war und er somit selbst die Ungerechtigkeit erleben konnte. Aus dieser persönlichen Erfahrung heraus könne der internationale Besucher die lokale Problematik der Okkupation besser verstehen und sich somit auch der vielfältigen Konsequenzen besser bewusst werden.

7 Zusammenfassung

Es konnte gezeigt werden, dass bestimmte Entitäten des Place H2 genutzt werden im Rahmen der politischen Mobilisierung und dass sie somit Teil der geopolitischen Wissensproduktion der Palästinenser sind. Gleichzeitig wurde dabei auch andere Entitäten wie die Familienclans mitberücksichtigt, was die Komplexität der lokale Verhältnisse unterstreicht. Dennoch sollten noch folgende Kritikpunkte sowie offene Fragen berücksichtigt werden. Zunehmend wird kritisiert, dass die theoretischen Widersprüche der unterschiedlichen Strömungen innerhalb der kritischen Geopolitik kaum reflektiert werden (Müller 2008: 461), was ebenfalls für diesen Artikel gilt. Außerdem ist die Verwendung des Raum- und Place-Konzeptes von Dorreen Massey nicht unproblematisch, weil frühere und moderne Arbeiten sich zwar im Kern um ein relationales Raumverständnis drehen, jedoch ihr Vokabular zeigt, dass sie sich mit differierenden theoretischen Zugängen befasst hat. Offene Fragen bleiben auch in Bezug zur Place-Konzeption der lokalen weiblichen Bevölkerung, da hier der Zugang als männlicher Forscher erschwert ist. Auch konnten keine Lösungsansätze für den Konflikt gefunden werden. Es kann als Paradox gelten, dass die internationale Community, auf die die Medienarbeit fokussiert wird, eine Lösung generieren soll, aber andererseits sie auch immer mehr durch besagte Medienarbeit in eine Pro-Israel und Pro-Palästina Fraktion polarisiert wird. Insofern bleibt der Israel-Palästina Konflikt weiterhin im Fokus geopolitischer Forschung.




Literatur:

- Ahcar, Gilbert (2011): Israel und seine Nachbarn. In: Benoît Breville, Philippe Rekacewicz, Lionel Richard, Pierre Rimbert und Dominique Vidal (Hg.): Das 20. Jahrhundert. Der Geschichtsatlas. 3. Aufl. Berlin: Le Monde diplomatique, S. 50–51.
- Anderson, Ben (2008): For Space (2005): Dorreen Massey. In: Phil Hubbard, Rob Kitchin und Gill Valentine (Hg.): Key texts in human geography. Los Angeles: SAGE, S. 227–235.
- Belina, Bernd (2013): Raum. Zu den Grundlagen eines historisch-geographischen Materialismus. 1. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot (Einstiege, 20).
- Breaking the Silence (2010): Soldiers' Testimonies from Hebron 2008-2010. Hg. v. Breaking the Silence. Online verfügbar unter http://www.breakingthesilence.org.il/wp-content/uploads/2011/09/Soldiers_Testimonies_from_Hebron_2008_2010_Eng.pdf, zuletzt geprüft am 26.10.2014.
- B'Tselem (2011): Hebron. Restrictions on Palestinian Movement. Online verfügbar unter http://www.bts-elem.org/sites/default/files/201108_hebron_map_eng.pdf, zuletzt geprüft am 22.09.2015.
- Clarke, Richard (2000): Self-presentation in a contested city. Palestinian and Israeli political tourism in Hebron. In: Anthropology Today 16 (5), S. 12–18.
- Cohen, Nissim; Arieli, Tamar (2011): Field research in conflict environments: Methodological challenges and snowball sampling. In: Journal of Peace Research 48 (4), S. 423–435.
- Dalby, Simon (2008): Imperialism, Domination, Culture: The Continued Relevance of Critical Geopolitics 13 (3), S. 413–436.
- Flapan, Simha (1985): Israelis and Palestinians: can they make peace? In: Journal of Palestinian Studies 15 (1), S. 19–42.
- Graham, Stephen (2004): Constructing Urbicide by Bulldozer in the Occupied Territories. In: Stephen Graham (Hg.): Cities, war, and terrorism. Towards an urban geopolitics. Malden, MA: Blackwell Publishing (Studies in urban and social change), S. 192–213.
- Harker, Christopher (2009): Spacing Palestine through the home. In: Transactions of the Institute of British Geographers 34 (4), S. 320–332.
- Harker, Christopher (2011): Geopolitics and family in Palestine. In: Geoforum 42 (3), S. 306–315.
- Helmig, Jan (2008): Metaphern in geopolitischen Diskursen. Raumrepräsentationen in der Debatte um die amerikanische Raketenabwehr. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage, Wiesbaden.
- J. Smith, Ron (2011): Graduated incarceration: The Israeli occupation in subaltern geopolitical perspective. In: Geoforum 42 (3), S. 316–328.
- Massey, Doreen B. (1999a): Imagining globalisation: power-geometries of time-space. In: Hans Gebhardt und Peter Meusburger (Hg.): Power-geometries and the politics of space-time. Hettner-Lecture 1998. Heidelberg, Germany: Dept. of Geography, University of Heidelberg (Hettner-lectures, 2), S. 9–23.
- Massey, Doreen B. (1999b): Philosophy and politics of spatiality: some considerations. In: Hans Gebhardt und Peter Meusburger (Hg.): Power-geometries and the politics of space-time. Hettner-Lecture 1998. Heidelberg, Germany: Dept. of Geography, University of Heidelberg (Hettner-lectures, 2), S. 27–42.
- Massey, Doreen B. (2005): For space. London, Thousand Oaks, Calif: SAGE.
- Massey, Doreen B. (2008): When Theory meets Politics. In: Antipode 40 (3), S. 492–497.
- Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5., neu ausgestattete Aufl. Weinheim: Beltz (Beltz Studium).
- Müller, Martin; Reuber, Paul (2008): Empirical Verve, Conceptual Doubts: Looking from the Outside in at Critical Geopolitics. In: Geopolitics 13 (3), S. 458–472.
- Ó Tuathail, Gearóid (1996): Critical geopolitics. The politics of writing global space. London: Routledge.
- Ó Tuathail, Gearóid (2010): Localizing geopolitics: Disaggregating violence and return in conflict regions. In: Political Geography 29 (5), S. 256–265.
- Ó Tuathail, Gearóid; Agnew, John (1992): Geopolitics and discourse. Practical geopolitical reasoning in American foreign policy. In: Political Geography 11 (2), S. 190–204.
- Strüver, Anke (2014): Doreen Massey - Stadt und Geschlecht. In: Bernd Belina, Matthias Naumann und Anke Strüver (Hg.): Handbuch kritische Stadtgeographie. Münster, Westf: Westfälisches Dampfboot.
- Taraki, Lisa (2006): Introduction. In: Lisa Taraki (Hg.): Living Palestine. Family survival, resistance, and mobility under occupation. 1. ed. Syracuse, NY: Syracuse Univ. Press (Gender, culture, and politics in the Middle East), S. xi–xxx.
- Weizman, Eyal (2007): Hollow land. Israel's architecture of occupation. London, New York: Verso.
- Witzel, Andreas; Reiter, Herwig (2012): The problem-centred interview. Principles and practice. London: SAGE.




 **6** Das 1926 eröffnete Michigan Theater fasste einst 4.035 Sitzplätze. Seit 1977 stapeln sich auf vier Etagen Autos. Detroit 2014



 **7** Auf der zentralen Achse der Stadt, der Woodward Avenue, wird ab 2017 eine Straßenbahn Downtown mit Midtown und New Center verbinden. Detroit 2015



 **8** Abriss einer alten Fabrik (2014); jetzt Standort eines Medical Distribution Centers

„GeoWerkstatt“

- 34 **Anna Franke:** Tourismus in Lappland: Unliebsame Last oder der rettende Anker?
- 39 **Jörg Kosinski:** Interview mit Diane Rabreau über www.dianegoesforyou.com
- 42 **Katharina Drost und Sophia Fettinger:** Bericht zum Workshop „Religiöse Identitäten und Praktiken in der post-säkularen Stadt“ im Rahmen der Humangeographischen Sommerschule „Geographien der Migration“
- 45 **Alexander Grünberger, Sebastian Fischer, Jonas Lendl, Norman Louis:** The Geographer or There and Back Again
- 47 Über die Vernachlässigung von kulturellen Aspekten in der Katastrophenvorsorge – eine Diskussion
- 53 **Michelle Bröcking, Felicitas Meyer, Kristine Arndt, Frank Feuerbach, Max Edel:** Willkommen in der Lausitz, Willkommen bei Vattenfall

Foto(Geo)graphie „Greetings from Detroit“



9 Food Field: Auf dem Gelände einer ehemaligen Schule baut Noah Link Gemüse an, welches er in Form von Gemüseboxen an seine Kunden verkauft. Detroit 2014

Geographie außerhalb der bekannten und alltäglichen Universitätsmuster: Das präsentiert ihr uns in der Geowerkstatt dieser Ausgabe besonders geballt. Diesmal geht es um Tourismus und vor allem um die Kombination und Koexistenz von Kultur und Religion, die durch den Raum bestimmt sind oder ihn selbst bestimmen.

Acht Studierende des Masterstudiengangs Kulturgeographie der FAU Erlangen organisierten auf dem Annual Meeting der Association of American Geographers (AAG) eine Fachtagung zur Verknüpfung von Katastrophenmanagement und Kultur. Sie stießen damit erneut eine wichtige Diskussion darüber an, inwieweit kulturelle Aspekte verstärkt in die Katastrophenvorsorge einbezogen werden sollten. Erst kürzlich machte die einheimische Bevölkerung Borneos für ein Erdbeben vier Touristen verantwortlich, die sich nackt auf dem heiligen Berg Kinabalu hatten fotografieren lassen. Das aktuelle Fallbeispiel zeigt deutlich: Kulturen und Regionen sind so vielfältig und kleinteilig, dass auch die Wahrnehmung von Katastrophen stark variiert. Die Session auf dem Annual Meeting der AAG warf dahingehend die wichtige Frage auf, was „Kultur“ eigentlich ist und wie sie losgelöst werden kann von konstruierten Labels. Warum die Diskussion essentiell ist und wie es sich anfühlt, auf einem Kongress mit 5.000 Veranstaltungen als Volunteer den Überblick zu behalten, erläutern die aktuellen Beiträge der Geowerkstatt. Katharina und Sophia beschäftigten sich in der Sommerschule „Geographien der Migration“ in Osnabrück ebenfalls mit den räumlichen Auswirkungen von Religion und Kultur. Mit ihrem Workshop „Religiöse Identitäten und Praktiken in der post-säkularen Stadt“ griffen die beiden FAU-Studierenden die Frage auf, inwieweit religiöse Argumente und Praktiken ein wichtiger Faktor für die Strukturierung

städtischer Gesellschaften sind. Über diesen Widerspruch zur Säkularisierungsthese sprachen sie mit dem Institut für Islamische Theologie in Osnabrück. Eindrucksvoll zeigt es den schwierigen Spagat zwischen Säkularem und Postsäkularem, zwischen neutraler Betrachtung einer Religion und der emotionalen Einbettung in Alltag und Politik.

Neben der Verflechtung von Raum und Kultur beschäftigen uns in dieser Ausgabe zwei weitere Themen, die praktischer nicht sein könnten. Jörg führte ein Interview mit Diane Rabreau, die auf Wunsch der User bestimmte Orte der Google-Landkarte besucht. Auf ihrer Website www.dianegoesforyou.com schildert die französische Künstlerin die Erlebnisse ihrer teilweise verrückten Reisen. Ob gefährliche Situationen an den Grenzen Osteuropas oder geheimnisvolle Begegnungen mit Menschen – all das gehört für sie zum Entdeckergeist dazu: *When in doubt, rely only on your feet.* Mit dem Reisen in ferne Regionen hat sich auch Anna beschäftigt. Sie sprach mit drei Menschen aus Finnisch-Lappland, um mehr über die schwierige Gratwanderung zwischen ökonomisch relevantem Tourismus und der Erhaltung einer einzigartigen Natur zu erfahren. Arbeitslosigkeit, Abwanderung und demographischer Wandel setzen dem Norden Finnlands immer mehr zu und erfordern möglicherweise eine Umorientierung hin zu stabilen neuen Wirtschaftszweigen. Was Reiseleiter Johannes und Rentierzüchter Mika dazu zu sagen haben, lest ihr in unserem Interview.

Wir bedanken uns bei den AutorInnen dafür, dass sie ihre Erlebnisse mit uns teilen und Blickfenster in die Praxis der Geographie öffnen. Wir freuen uns außerdem schon auf Eure Einsendungen für die nächste Ausgabe!

Eure Redaktion



Die Rubrik **GeoWerkstatt** ist der Werkzeugkasten, aus dem man sich bedienen und inspirieren lassen kann. In diesem Teil werden Ereignis- und Erlebnisberichte über besonders informative oder unkonventionelle Exkursionen, Sommerakademien, Workshops, Arbeitsgemeinschaften, Lehrveranstaltungen und studentische Projekte veröffentlicht. Artikel zu diesen Themen bis maximal zwei Seiten nehmen wir gerne jederzeit von Einzelpersonen oder Autorenkollektiven entgegen und publizieren sie nach redaktioneller Prüfung in der nächsten Ausgabe von *entgrenzt*.

Tourismus in Lappland: Unliebsame Last oder der rettende Anker?

Anna Franke

Die Stadt Rovaniemi, Wohnsitz des Weihnachtsmannes am Polarkreis, lockt im Winter funkeln, tief verschneit und unter dem farbenprächtigen Tanz der Aurora borealis gelegen tausende internationale Weihnachtstouristen in die Region. Einwohnerzahlen und Stellenmarkt explodieren, Lappland lebt auf. Ganz anders sieht es während der Nebensaison des restlichen Jahres aus: Einsame, friedliche Straßen und keine Spur vom Glanz der Weihnachtszeit, von Studenten und Zeitarbeitern. Dieses Gefälle lässt sich in Lappland nicht nur temporär beobachten, sondern vor allem auch räumlich. Während sich Rovaniemi im Winter vor Besuchern kaum retten kann, liegen die nördlichsten Gemeinden Lapplands verlassen da, kämpfen mit Abwanderung, dem demografischen Wandel und Arbeitslosigkeit. Dabei ist die Natur dort oben eine der schönsten des Landes. Welche zwiespältige Rolle spielt also der Tourismus wirklich in Finnisch-Lappland? Welche Potentiale bestehen möglicherweise und wie reagieren die Einheimischen auf das Thema? Drei Lappländer, die alle in die Thematik des Tourismus involviert sind, jedoch auch ihre ganz eigene kritische Meinung zum Thema vertreten, haben mir Antworten gegeben.

Interview mit Reiseveranstalter Johannes Vallivaara

Johannes Vallivaara, Reiseveranstalter und Tourenanbieter der Firma Tundrasafaris hat sich die Zeit genommen, mir einige Fragen zu seiner Arbeit und seinem nicht ganz direkten Weg in das Berufsfeld Tourismus zu beantworten.

entgrenzt: Du bist vor nicht allzu langer Zeit in das Berufsfeld Tourismus eingestiegen. Erzähle doch etwas über dich und wie es zu diesem Berufswechsel kam.

Johannes: Ich komme aus Utsjoki, der nördlichsten Gemeinde Lapplands und habe ursprünglich Wirtschaftswissenschaften und Rechnungswesen studiert. Ich bin seit noch nicht allzu langer Zeit Mitbegründer und Leiter des Touren-Veranstalters Tundrasafaris (www.tundrasafari.com/de/) und biete hier in betreuten und individuell zusammengestellten Reisepaketten Abenteuer in der arktischen Na-

tur Lapplands an. Erstmals mit dem Thema in Berührung gekommen bin ich über meine vorherige Arbeitsstelle, in der ich für die Betreuung und Finanzierung zumeist tourismusbasierter Unternehmen in ganz Lappland zuständig war. Hier habe ich mitbekommen, welches Potential sich noch im hohen Norden verbirgt und wie ungünstig die finanzielle Lage dieser Region ist. Ich habe mich gefragt, ob man nicht etwas mit diesem einzigartigen Naturraum machen kann.

entgrenzt: Beschreibe doch bitte deine Firma Tundrasafaris mit einigen Worten. Was wird für eure Gäste angeboten und in welcher Hinsicht unterscheidet sich Lappland hier vielleicht von anderen Reisezielen Europas?

Johannes: Wir bieten jede Art von Outdoor-Aktivitäten und -Erfahrungen über die gesamte arktische Region Lapplands an, beginnend beim See Inari im Südosten bis hin zum arktischen Ozean. Wir verkaufen dabei nicht im üblichen Eventcharakter spezielle Tätigkeiten oder Huskysafaris, sondern erstellen vielmehr individuelle thematische Pakete nach den Wünschen unserer Kunden. All unsere Aktivitäten finden dabei mit und in der Natur statt. Das können ein Nordlicht-Urlaub mit Wanderungen, Schneemobilfahrten und Fotoausflüge sein oder ein Angler-Urlaub mit Ausflügen zu den verschiedensten Fischgründen der Region. Wichtig ist uns hierbei, dass wir zwischen den fixen Terminen der An- und Abreise zeitlich flexibel sind und keine Vorgaben machen. Wir betreuen daher nur kleine Gruppen, die jeweils einen eigenen Guide zur Verfügung gestellt bekommen. Und das macht auch den Charakter und die Einzigartigkeit dieser Region aus. Utsjoki ist ein winziges Dorf in einer Gemeinde, die zur Hälfte von der ursprünglichen sámischen Bevölkerung bewohnt wird. Die Region ist, mit Ausnahme einiger finnischer Angler im Sommer und einiger weniger Touristen im Winter, völlig menschenleer und unberührt. Die Gemeinde Utsjoki ist touristisch noch völlig unerschlossen und daher authentisch geblieben. Wenn du uns besuchst, kann es passieren, dass du während deiner gesamten Zeit hier in der Natur auf keine Menschenseele triffst.

entgrenzt: Aus deinen Ausführungen wird deutlich, dass der Norden Lapplands touristisch noch nicht besonders erschlossen ist. Leistet Tundrasafaris Pionierarbeit auf diesem Gebiet oder gibt es bereits ähnliche Angebote? In Rovaniemi gibt es ja inzwischen unzählige

Tour-Anbieter und das Geschäft mit dem Tourismus boomt.

Johannes: Utsjoki ist bisher noch die unentdeckte Perle des Nordens mit nur einigen wenigen Reiseveranstaltern, die überwiegend Unterkünfte und einige sehr authentische sámmische Kulturangebote bereitstellen. Wir sind zwar keine Pioniere, aber bisher sind es eben nur einige hundert Menschen, die es über das Jahr verteilt aus dem Ausland in unsere nördliche Region zieht. Der Grund ist die begrenzte touristische Infrastruktur, die beispielsweise in Rovaniemi bereits voll erschlossen ist. Hier im Norden gibt es nur vereinzelt Unterkünfte oder Restaurants und schöne sámmische Handarbeiten werden hier zwar überall produziert, jedoch nicht im öffentlichen Geschäft verkauft. Da muss man schon wissen, an welche Tür man klopfen muss.

entgrenzt: Warum ist der Tourismus deiner Meinung nach wichtig für Lappland und insbesondere den Norden?

Johannes: Der ländliche Raum Lappland ist von einer stetig steigenden Abwanderung der Bevölkerung in die urbaneren, südlicheren Regionen betroffen. Es gibt keine Jobs für junge Menschen und die Gelder fließen überwiegend in die ohnehin bereits strukturstärkeren Regionen Finnlands. Über den Tourismus lassen sich nun Finanzierungsmöglichkeiten auch für die Infrastruktur Nord-Lapplands erschließen und das verbessert langfristig auch die regionale Stellsituation. Der Gemeindebezirk Utsjoki besteht aus drei Ortschaften: Karigasniemi, Nuorgam und der Stadt Utsjoki. Karigasniemi und Nuorgam leben vom Tagestourismus. Die Leute kommen aus Norwegen über die Grenze, um hier günstig einzukaufen. Utsjoki liegt dafür zu weit von der norwegischen Grenze entfernt und profitiert nicht davon, sodass hier andere Stellschrauben gezogen werden müssen.

entgrenzt: Wie verdienen die Leute ihr Geld und welche Versorgungsmöglichkeiten haben sie?

Johannes: Wir haben hier eigentlich alles, was man zum Leben braucht. Es gibt einen Kindergarten, eine Schule, medizinische Versorgung und Einkaufsmöglichkeiten. Heutzutage kann außerdem ja alles einfach über das Internet bestellt werden, was es hier nicht zu kaufen gibt. Der Unterschied ist, dass die Leute hier noch Zeit haben, ihren Tagesablauf ohne Eile noch selbst bestimmen können. Wir leben im Hier und Jetzt, sodass Zeit eine unter-

geordnete Rolle spielt. Einen typischen Tag beginne ich zum Beispiel meist mit Sport bevor ich mich dann an den Schreibtisch setze. Am Nachmittag halte ich mich draußen auf, fahre Rad, fische oder wandere im Sommer oder mache Schneemobiltouren oder Ski-Ausflüge im Winter während der Polarnacht. Das ist hier okay, wir leben nicht nach einem strikten Zeitplan.

entgrenzt: Das klingt sehr idyllisch! Ist es dann überhaupt wünschenswert, den touristischen Blick auf diesen noch friedlichen Ort zu lenken? Können hier nicht Konflikte zwischen dem Tourismus und dem Naturschutz oder der Bevölkerung auftreten?

Johannes: Für die Sámi ist die Natur das wichtigste Gut, sie leben von und mit ihrer Umwelt und geben daher natürlich auch besonders auf sie Acht. Konflikte können daher natürlich entstehen, wenn die Besucher die Natur hier nicht respektieren, nicht sorgsam mit ihr umgehen und zum Beispiel über die Maßen fischen und jagen. Dazu gehört auch ein falscher Umgang mit den Rentieren und der Rentierzucht. Für die motorisierte Befahrung des Geländes werden nur sehr wenige Lizenzen ausgegeben, meist an Einheimische, aber auch an kleine Besuchergruppen, um Lärm- und Bodenbelastung auf ein Minimum zu reduzieren. Die Landschaft ist hier so weitläufig, dass man sich eigentlich gut aus dem Weg gehen kann.

Je weiter du nach Norden gehst, desto ehrlicher und echter werden die Menschen. Die Bevölkerungsdichte beträgt hier nur 0,25 Personen auf einem Quadratkilometer, also musst du dich nicht so anpassen. Die Leute verstellen sich hier nicht, sie sind individuell und unabhängig. Sie erbitten selten Hilfe und sind in der Regel in der Lage, allein zurechtzukommen. Das mag zunächst etwas einschüchternd wirken. Auf der anderen Seite sind sie sehr herzlich und heißen Besucher immer wärmstens willkommen. Hast du hier einen Freund gefunden, dann behältst du ihn für das Leben.

entgrenzt: Vielen Dank, Johannes! Gibt es noch etwas, dass du uns abschließend mit auf den Weg geben möchtest?

Johannes: Es gibt auf der Erde viele schöne Orte, die wir alle besuchen sollten. Doch wenn du etwas Einzigartiges sehen möchtest, bevor vielleicht zumindest ein Teil davon von anderen Touristen entdeckt wird, solltest du nach Utsjoki kommen. Es gibt hier keine prachtvollen Sehenswürdigkeiten oder Schauplätze,

doch eine zauberhafte arktische Natur und warmherzige Menschen, die dich willkommen heißen. Und bitte frag nicht nach der besten Jahreszeit für einen Besuch, denn das kann ich nicht sagen! Es gibt hier keine Nebensaison - jede der acht finnischen Jahreszeiten hat ihren besonderen Reiz!

Interview mit dem Rentierzüchter Mika Länsman

Mika Länsman führt einen traditionellen sámischen Rentierzuchtbetrieb in Utsjoki, der nördlichsten Gemeinde Finnlands und ergänzt seine Arbeit nebenberuflich mit individuellen Angeboten für Lappland-Besucher. Er hat sich dazu bereit erklärt, einige Fragen zu seiner Arbeit und Einstellung bezüglich des Tourismus in Lappland zu beantworten.

entgrenzt: Mika, vielen herzlichen Dank für deine Teilnahme am Interview! Hast du immer schon hier in Utsjoki gewohnt oder bist du zugezogen? Erzähle uns doch ein bisschen was von deiner Arbeit hier oben im hohen Norden.

Mika: Ja, ich wurde hier in Utsjoki geboren. Ich habe während meines Studiums der finnischen und sámischen Sprache zehn Jahre in der Universitätsstadt Oulu (Finnland) gewohnt, bin dann aber anschließend wieder in meine Heimat zurückgekehrt, um mich gemeinsam mit meiner Familie um die Rentierzucht kümmern zu können. Ich arbeite also hauptsächlich als Rentierhirte, aber auch als Fischer und Unternehmer in der Rentierfleisch-Produktion. Zusätzlich bin ich nebenberuflich in die Tourismus-Branche eingebunden.

entgrenzt: Die Rentierzucht ist also ein traditionelles Familienunternehmen. Welche Fähigkeiten benötigt man für diese Art von Beruf und ist dafür eine besondere Ausbildung erforderlich?

Mika: Ja, es handelt sich um ein traditionelles Familienunternehmen, da meine Familie immer schon als Rentierzüchter gearbeitet hat. Ich habe das Handwerk von meinem Großvater und Vater gelernt und gebe das Wissen nun selbst an meine Kinder weiter. Zusätzlich werden wirtschaftsbezogene Ausbildungen für den Bereich der Rentierzucht angeboten, die viele junge Rentierzüchter zur eigenen Weiterbildung in Anspruch nehmen.

entgrenzt: Kannst du deine Arbeit mit einigen Worten beschreiben? Wie viele Rentiere besitzt die Familie und wie muss man sich die

Arbeit vorstellen? Gibt es saisonale Unterschiede in den Aufgabenbereichen?

Mika: Grundsätzlich ist es eine körperlich sehr harte Arbeit, die das ganze Jahr über verrichtet werden muss. Der Winter ist die arbeitsreichste Saison, da die Rentiere hier zum Winteranfang und noch einmal nach Neujahr zusammengetrieben, kontrolliert und für die Schlachtung sortiert werden müssen. Dann folgt die qualitativ sehr hochwertige Fleischproduktion für unsere Kunden. Von Oktober bis Weihnachten arbeiten wir vom frühen Morgen bis Mitternacht oder länger. Ab Neujahr beginnen wir dann Heu zu den Futterstellen zu fahren, um die Tiere sicher durch den langen und harten Winter zu bringen und sie im Beweidungsgebiet zu halten. Das macht nicht jeder Rentierhirte so. Doch wir haben uns entschieden, das Heu als zusätzliche Energiequelle bereit zu stellen und die Tiere in der Nähe unserer traditionellen Weidefläche zu halten. Im Sommer kümmern wir uns überwiegend um den Anbau und die Ernte des Heus, das wir unseren Tieren während der kalten Jahreszeit verfüttern. Die Tiere werden vom Frühjahr bis zum Herbst möglichst sich selbst überlassen, um unnötigen Stress zu vermeiden. Über die Größe des Betriebes beziehungsweise die Anzahl der Tiere sprechen Rentierhirten für gewöhnlich nicht. Das wird als unhöflich erachtet.

entgrenzt: Werden die Rentiere nur für die Fleischproduktion gehalten oder auch zu touristischen Zwecken? Ihr unterhaltet auch einen eigenen Laden für den Verkauf eures Rentierfleisches. War das schon immer Bestandteil des Betriebs?

Mika: Die Rentiere werden bei uns gar nicht im Tourismus eingesetzt. Die meisten unserer Tiere halten wir für die Fleischproduktion, nehmen aber mit einigen männlichen Tieren gelegentlich an Rentierrennen teil. Diese werden daher in einem Extragehege gehalten, das unsere Gäste besuchen können, um sich die Tiere einmal von Nahem anschauen zu können. Ansonsten kümmerte sich unser Familienbetrieb ursprünglich nur um die Rentierzucht und stieg erst 2005 selbst in die Fleischproduktion ein. Küchenfertige Produkte verkaufen sich besser als große Pakete, die die Kunden erst selbst noch zerlegen und zubereiten müssen. Dieses Handwerk muss man können und das ist bei vielen Menschen außerhalb der ländlichen Regionen Lapplands nicht der Fall. Mit der Fleischproduktion können

wir nun küchenfertige Produkte anbieten und in ganz Finnland verkaufen. Für die Produktion verwenden wir eigene Tiere, kaufen jedoch ab und an Fleisch von anderen Rentierhirten zu. Unter unserem Firmennamen „Porotuote Länsman ky“ bieten wir ausschließlich Rentierprodukte, rohes als auch geräuchertes und getrocknetes Fleisch an. Unsere Kunden sind sowohl Geschäfte und Restaurants als auch Einheimische und Touristen.

entgrenzt: Kommen wir ein wenig mehr auf das Leben und die Besonderheiten in der Region zu sprechen. Unterscheidet sich das Leben hier von den südlicheren und urbaneren Regionen Finnlands? Gibt es Dinge hier, die das Leben etwas erschweren und die den Menschen mehr abverlangen?

Mika: Unser Leben hier oben passt sich dem Tempo der Natur an. Wir müssen sehr hart arbeiten, doch genießen die Ruhe und den Frieden dieser nördlichen Region. Die Menschen, die hier bereits ihr gesamtes Leben verbracht haben, wissen, wie die Natur funktioniert, welchen Einfluss Mitternachtssonne und Polarnacht haben können und wie mit diesen besonderen Anforderungen umgegangen werden muss. Ich denke, dies sind Dinge, die die Leute bedenken, wenn sie sich entschließen hierher zu ziehen oder eben auch nicht. Ein wichtiger Punkt ist, dass du eine gelassene Persönlichkeit sein musst, wenn du hier wohnst. Die Dinge passieren hier eben dann, wenn sie passieren und du musst in der Lage sein, das auszuhalten, dich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Die Menschen leben hier mehr in der Gegenwart, im Moment, nicht nach der Uhr. Sie sind spontaner und wenn ihnen eine Idee kommt, dann wird sie eben gleich umgesetzt. Es gibt keinen Grund einer wochenlangen Planung oder Organisation. Das mag schwierig für jemanden sein, der aus der Stadt kommt und es gewohnt ist, sich an Termine und ständige Zeitvorgaben zu halten.

entgrenzt: Ja, die Ruhe und Abgrenzung vom zeitlichen und terminlichen Stress ist häufig ein Grund der Besucher Lapplands, ihren Urlaub hier oben in Utsjoki zu verbringen. Ist Tourismus auch für dich ein wichtiger Wirtschaftszweig und bist du finanziell davon abhängig?

Mika: Ja, der Tourismus ist wichtig für uns. Die Rentierzucht war immer unsere Haupterwerbsquelle, doch ist es auch ein etwas unsicheres Geschäft, da du nie weißt, wieviel du verkaufen wirst. Es ist daher gut, noch einer

anderen Arbeit nachzugehen, um sich abzusichern. Wir brauchen den Tourismus hier oben, da er uns hilft, unsere Heimatorte zu verbessern und aufrecht zu erhalten. Der Tourismus unterstützt verschiedene Wirtschaftszweige: Geschäfte, Cafés, Restaurants, Anbieter für Unterkünfte, Fleischproduzenten, Tourenguides. Wenn wir all das ausbauen können, kommt das auch den Einheimischen zugute.

entgrenzt: Was bietest du deinen Gästen an? Was ist so besonders an der Region für Besucher im Vergleich zu anderen Regionen der Welt oder auch einfach Südfinnland?

Mika: Wir vermieten zum einen Unterkünfte in unseren Blockhäusern, die sich am Ufer des Tenojokis befinden. Unsere Hütten sind das ganze Jahr über in Benutzung, sodass du uns besuchen kannst, wann immer du möchtest. Im Winter bieten wir geführte Touren unter dem Label „Aurora Holidays“ an, die Nordlichtbeobachtungen, Unterkunft und andere saisonale Aktivitäten beinhalten. Im Sommer ist es möglich zu wandern, Rad zu fahren, zu fischen und sich am Blockhaus zu erholen. Was die Region ausmacht, ist sicherlich die unberührte, wunderschöne Natur. Fjells und Flüsse, umgeben von Wildnis. Im Sommer, wenn die Sonne für 70 Tage nicht mehr untergeht, kannst du fischen und die Ruhe und den Frieden unter der Mitternachtssonne genießen. Du kannst im Winter Schneeschuhwanderungen über die Fjellketten machen, dich im Snowkiting versuchen und deine Mahlzeiten in der freien Natur über dem Feuer zubereiten. Wir bieten auch die Möglichkeit an, sich einmal die Rentiersammlung und -sortierung näher anzuschauen. Und dann gibt es natürlich noch die Polarlichter! Utsjoki befindet sich so hoch im Norden, dass du jede Aktivität im Himmel beinahe sofort sehen kannst. Das Wetter ist hier meist gut, es gibt oft kaum Bewölkung, sodass du immer gute Chancen hast, das Nordlicht zu sehen!

entgrenzt: Welche Plattformen benutzt du, um Besucher auf deinen Betrieb, deine Angebote aufmerksam zu machen?

Mika: Wir benutzen das Internet: Du findest uns auf unserer Homepage www.auroraholidays.net, auf Twitter, Instagram, Facebook. Wir haben außerdem Werbeanzeigen auf verschiedenen Webseiten, einen Flyer und eine Visitenkarte für Reisende und Interessenten und wir leben natürlich von der Mundpropaganda. Und wir hoffen, dass uns zufriedene Gäste weiterempfehlen.

entgrenzt: Was für Konflikte könnten beispielsweise zwischen dem Tourismus und Umweltbelangen entstehen? Fühlen sich Leute vom Tourismus gestört oder gibt es Beeinträchtigungen in der Umwelt?

Mika: Konflikte können natürlich immer auftreten, wenn sich Touristen falsch verhalten. Wenn sie die Orte und Einheimischen nicht respektieren, die sie besuchen. Die Menschen hier gehen sehr sorgsam mit der Natur um und erwarten das natürlich auch von ihren Gästen. Aber ich denke, wir haben da auch eine gewisse Verantwortung sicherzustellen, dass die Besucher in unsere Regeln eingewiesen werden. Nur so können sie wissen, wie man sich benimmt, wie sie ihren Respekt ausdrücken können und wie man Konflikten aus dem Weg gehen kann.

entgrenzt: Mika, vielen Dank für den spannenden Einblick! Gibt es noch etwas, dass du uns mit auf den Weg geben möchtest?

Mika: Wir sind stolz darauf, unser Dorf und unsere Kultur dem Rest der Welt zeigen zu können und hoffen sehr, dass Reisende uns und Utsjoki finden.

Interview mit Promotionsstudentin der Geographie und des Tourismus Sini

In einem letzten Interview haben wir mit Sini gesprochen, einer studierten Kulturgeographin in Rovaniemi, der Hauptstadt Lapplands. Sini ist sowohl im Rahmen ihres Studiums, als auch während diverser nebenberuflicher Tätigkeiten immer wieder mit dem Thema Tourismus in Berührung gekommen. Auch sie hat sich dazu bereit erklärt, mich an ihren Erfahrungen und Eindrücken teilhaben zu lassen.

entgrenzt: Sini, vielen herzlichen Dank für deine Teilnahme am Interview! Erzähle uns doch kurz etwas über dich: Hast du schon immer in Lappland gewohnt oder bist du aus beruflichen Gründen nach Rovaniemi gezogen?

Sini: Nein, ich wohne jetzt insgesamt zwei Jahre in Lappland und habe vorher in verschiedenen südlicheren Regionen Finnlands gewohnt. Ich arbeite hier als Doktorandin mit dem Schwerpunkt der Tourismusgeographie, sodass meine Anstellung und die Promotionsarbeiten wichtige Gründe für einen Ortswechsel waren. Gleichzeitig war es jedoch auch immer mein Traum, einmal in Lappland leben zu können. Ich liebe die Landschaft und Natur und genieße es, dass die Region weniger dicht

besiedelt ist. Die Menschen hier gehen sehr sorgsam mit der Natur um und es ist hier nichts Ungewöhnliches seine Hobbies nach der Natur auszurichten, Beeren zu pflücken und zu wandern.

entgrenzt: Du hast bereits in einigen nebenberuflichen Tätigkeiten mit dem Thema Tourismus zu tun gehabt. Um welche Art von Beschäftigung handelte es sich dabei und war die Arbeit immer an eine bestimmte Saison gebunden?

Sini: Ja, ich habe beispielsweise als Guide gearbeitet und hier im Frühjahr und Sommer Aktivitäten und Führungen in der Natur organisiert und betreut. Dabei hatten wir allerdings eher mit Einheimischen zu tun, die diese Angebote für betriebsinterne Ausflüge genutzt haben. Außerdem habe ich als Betreuerin bei Husky-Safaris und während des Weihnachtsgeschäfts im Tourismussektor mitgearbeitet. Der Winter und die Weihnachtszeit zählen in Lappland zur Hochsaison des Tourismusgeschäfts und lassen den Stellenmarkt explodieren. Die Aufgabenbereiche sind meist sehr vielseitig und erfordern viel Flexibilität von den Mitarbeitern. Sie müssen mindestens eine Fremdsprache beherrschen, im freundlichen und herzlichen Umgang mit Kunden geübt und zeitlich belastbar sein. Die Jobs werden daher überwiegend von StudentInnen, jungen Menschen und Frauen ausgeführt, die bereit sind in kurzer Zeit viel zu arbeiten. Langfristig beruflich planen kann man hier jedoch nicht, da es nach der arbeitsreichen Hochsaison meist erst einmal nichts mehr zu tun gibt. Manche mögen das. Sie leben dann für den Beruf und sind eventuell auch daran interessiert, die Arbeit mit dem eigenen Hobby, wie beispielsweise dem Wintersport, zu verknüpfen.

entgrenzt: Hast du schon einmal schlechte Erfahrungen mit Touristen gemacht oder zeigen sich die Besucher Lapplands Land und Leuten gegenüber sehr interessiert?

Sini: Ich habe bisher keine schlechten Erfahrungen gemacht und habe die Menschen immer in einem respektvollen Umgang mit der Natur und Kultur der Region erlebt. Ich finde jedoch interessant, dass einige Menschen extra für einen Tag mit dem Flugzeug anreisen, um den Weihnachtsmann zu sehen oder den Polarwinter zu erleben. Diese Gäste sind eher am Weihnachtsgeschäft und weniger an regionalen Produkten oder Besonderheiten interessiert. Zum Beispiel ist landestypische finnische

Küche dann nicht so von Interesse und die Leute möchten eher das essen, was sie von zu Hause gewohnt sind.

entgrenzt: Welche Konflikte können deiner Meinung nach zwischen dem Tourismus und der Umwelt, aber auch der einheimischen Bevölkerung auftreten?

Sini: Die Region profitiert natürlich in erster Linie wirtschaftlich von einer hohen Frequentierung durch Touristen, aber auch für die Einheimischen selbst ist das von Vorteil. Der Sektor stellt Jobs bereit, erweitert das Angebot an Restaurants, Unterkünften und Freizeitaktivitäten, auch für die einheimische Bevölkerung. Ich denke, jeder Wirtschaftszweig bringt sowohl Vor- als auch Nachteile für die Region mit sich. Problematisch ist sicherlich die häufig klimabelastende Anreise mit dem Flugzeug in die entlegenen Regionen Lapplands, sodass vor Ort auf eine ökologisch nachhaltige Durchführung touristischer Aktivitäten geachtet werden sollte. Der Ausbau der öffentlichen Verkehrsmittel, sprich eine Ausweitung der Bus- und Zugverbindungen, wäre sicherlich hilfreich. Es ist aber in unserer schnelllebigen Gesellschaft auch ein zeitlicher Unterschied, ob ich nach Lappland zwei Tage mit Bus und Bahn anreise oder nur wenige Stunden meiner Urlaubszeit in den Flug investiere. Die meisten Menschen Lapplands sind dem Tourismus gegenüber jedoch sehr aufgeschlossen und sind oft stolz darauf, Einblicke in ihre Kultur und ihre Heimat geben zu können.

entgrenzt: Wie, denkst du, könnte einem Konflikt gegebenenfalls entgegengewirkt werden?

Sini: Gespräche und Diskussionen sind häufig die beste Lösung bei lokalen oder regionalen Streitigkeiten zu diesen Themen. Es ist wichtig, den Menschen zuzuhören und mit ihnen über Alternativen und Lösungen zu sprechen. Eine enge Zusammenarbeit zwischen der lokalen Bevölkerung, der Politik und Unternehmern ist wichtig und kann vielen Konflikten vorbeugen. Ebenso müssen die Leute aufgeklärt werden, denn nur bei einer transparenten Arbeit mit Touristen kann auch die Lokalbevölkerung in den Wirtschaftszweig eingebunden werden.

Fazit

Ein herzliches Dankeschön allen Teilnehmern des Interviews für die interessanten Einblicke

und Einschätzungen! Das Potential und die wirtschaftlichen Möglichkeiten für den Tourismus in der Region Lappland sind deutlich geworden. Doch können Natur- und Kulturräume eine hohe touristische Frequentierung überhaupt verkraften? Ist es sinnvoll und von Wert, eine noch unberührte Natur, Frieden, Ruhe und Selbstbestimmtheit für mehr Arbeitsplätze und finanzielle Belange aufzugeben? Oder lässt sich diese Frage nur leicht verneinen, wenn man selbst nicht von einer schlechten Versorgungs- und Stellenlage betroffen ist? Eine endgültige Antwort kann zum jetzigen Zeitpunkt nicht gegeben werden, doch wird die Zukunft sicherlich eine Entscheidung treffen.

Interview mit Diane Rabreau über www.dianegoesforyou.com

Jörg Kosinski

Wenn ich alle Orte besuchen könnte, die ich auf Google Maps interessant oder merkwürdig finde, was würde ich erleben? Diane Rabreau aus Frankreich macht genau das. Sie besucht seit 2013 unbekannte Orte in Europa oder Japan, die durch Besucher ihrer Website vorgeschlagen wurden. Mit ein paar Koordinaten und jeder Menge detektivischem Gespür erkundet sie, was andere nur auf dem Bildschirm sehen. Auf ihrer Website www.dianegoesforyou.com dokumentiert sie ihre vor-Ort-Erfahrungen mit Fotos, Videos, Grafiken und Anekdoten. entgrenzt hat mit ihr ein Interview zu ihren Entdeckungsreisen durchgeführt, das sich Geographen und Geographinnen besonders zu Herzen nehmen können.

„WE’LL NEVER KNOW THE WORLD IF WE’RE LOOKING AT IT THROUGH OTHERS ANGLE OF VIEW.“

entgrenzt: What is Diane goes for you and what do you think is special about it?

Diane: Diane goes for you is a free exploration service, online. If there is any spot on Google Maps that seems strange to you or that inspires you any question, send me the geographic coordinates and I will try to go there one day and tell you what I saw and experienced. The

DIANE GOES FOR YOU

A LIVING SEARCH ENGINE FOR UNKNOWN DESTINATIONS

only rule is that your question can't be answered doing researches on the web or anywhere else. The only way to answer it is to go there. Diane is me; I am tall with long hair and brown eyes.

I like to assign myself different roles (explorer, detective, guide, fisherman...). Behind all these, I am a visual artist. I chose the art field, because it allows me to be everyone and it gives me the time and freedom to do stuff that other profession won't let me. I spend days having virtual walk on Google Maps or hours learning my itinerary on the map by heart, remembering the angle degrees of turnings or the roof colors.

"Diane goes for you" doesn't have a finished form. It's floating between a series of video episodes, photographs, drawings, one book, some exhibitions, performances...

The website is the round-about of the concept. All my answers are published on it. By the way this name makes no sense [Anmerkung: früher hieß die Website destinationeurope.info] since I've explored Japanese Google maps' curiosities so I'd like to change the URL into dianegoesyforu.com but I'm not a "pro of the web" so I need some time to figure it out.

Google Maps is what makes the project special. It's a tool everyone uses for many different reasons. Despite the high resolution of the satellite image in an area, there are some mistakes or questions, and there'll still be. Google Maps is an "angle of view" on the world.

Despite the fact that I am trying to get a clear answer and some factual information, asking specialist for example, I do it in my own way and what I give is another "angle of view" on the world.

We'll never know the world if we're looking at it through others angle of view.

This is a collective and alternative conquest of the world.

” MOST OF THE DESTINATIONS I VISIT ARE UNKNOWN AND HAVE NO HISTORY. PLANNING A TRIP TO GO THERE MAKE THEM VERY SPECIAL; ESPECIALLY WHEN THE TRIP IS HELLISH.”

entgrenzt: Google Earth and similar services are bringing the whole world right next to our screens in an instant. Almost everything is right at our fingertips. Do you think covering up interesting facts about the seemingly ordinary is a modern way of discovering?

Diane: It's not so modern, Guy Debord used to spend hours walking in Boulevard Bonne Nouvelle ("Good news boulevard"), waiting for good news to happen.

I just finished a book called "Voyage autour de ma chambre" written in 1794 ("a journey around my room") by a man named Xavier de Maistre who organized a 42 days travel in his bedroom. He walks from the door to his closet, from the chair to the lamp ... and the reading is enthralling.

I encourage everyone to "bypass" what he or she already knows about the world. We know the Eiffel Tower in France but not the floating tree on the west coast.

Most of the destinations I visit are unknown and have no history. Planning a trip to go there make them very special; especially when the trip is hellish (for example walking hours in the snow, arriving when it gets dark, not finding the way to go back so spending the night in the mountain, makes the destination very special.)

One day, I felt a very strong emotion when arriving to a place that I chose randomly on the map. It was a tree lying on the sand. I've been organizing a travel to reach it, calculating the number of steps from the beginning of the dune to be sure I'll find it, and thinking the whole time of how it will be ... It was strong when I saw it also because I didn't expected it to be strong.

Guides or tourist agency and other services present a selection among a whole. Like cinema, like museum, like people when we talk.

What's the point going from selection to selection, when we can go to our own selection?

Every place in the Earth could become someone's destination.

entgrenzt: What is the most adventurous, fascinating and the most fun place you have been to for the project?

Diane: The most hellish to organize was in the Romanian/Ukrainian frontier; I needed to find the good guy who would be okay to bring me by boat to an over-watched by the army-zone

and who would know the authority to explain them what I was doing at the floating check point. Later, coming back to Bucharest, my bag was robbed in the train by some who looked like Dracula.

For almost every destination I had some difficulties, like being chased by wild boars at night in Spain, but that what makes it interesting.

The experience in a Scandinavian island was fascinating. In Norway, I met a guy in a boat who sent me to his childhood place, an archipelago between Finland and Sweden: Aland. I've never heard about it before so it was like the place just appeared on the map. Or jumped from the bottom of the sea. Or recently formed, like this new island in Japan which appeared with the explosion of a volcano...

Thanks to an article I found in the newspaper I got in touch with a man who was living in an island with only one neighbor. His island was the one next to another island I wanted to reach: He picked me up at the land with his Scandinavian wooden boat and brought me to the empty island. We arranged that he would come back two hours later where he left me. The two hours I spent on this empty island, crossing it from the West to the East, were fascinating because of being really alone.

The funniest destination was maybe the swamp in Estonia where we can see ponds turning like if it was a 2D Milky way: when someone was jumping even far from me, I could feel the land shaking under my feet and waves forming on the ponds. Everything was floating.

” SOME PEOPLE FOUND THE PROJECT POETIC, OTHERS FOUND IT STUPID, AND TOLD ME FRANKLY THAT THEY DIDN'T SEE THE POINT, BUT ALL OF THEM WERE VERY COOL.”

entgrenzt: How do locals react to you being in a place off the beaten track where nobody would expect a stranger?

Diane: Jo, the cyclist, invited me for a coffee because he thought it was funny seeing me on the neighbor field taking measures of my steps. The police officer at the top of the mountain in Sicily, where the triangle is, was mad because it was forbidden for me to be he-

re. The man living alone on the island was happy to speak with someone. The Romanian guide who took me for a boat tour to the frontier was frustrated because I should have come during the summer time to observe the birds from the Danube delta, like tourists do.

When locals get to know that I'm here for a reason, most of them want to help whatever the reason is.

They take me for a drive, they lend me a bike, they host me, invite me, give me contact of a mussel [*Deutsch: Muschel*] specialist... some joined me because they became very curious about the place I was looking for.

Some people found the project poetic, others found it stupid, and told me frankly that they didn't see the point, but all of them were very cool.

” GEOGRAPHERS DO WHATEVER THEY WANT TO DO.”

entgrenzt: Geographers like to think of themselves as discoverers of the ordinary. But most of the time they sit in front of their screens. How would you like to encourage them to get up and get out.

Diane: They do whatever they want to do. It reminds me of a book I read sooner in my life:

- “Your planet is very beautiful. Has it any oceans?”
- “I couldn't tell you,” said the geographer.
- “Ah!” The little prince was disappointed. “Has it any mountains?”
- “I couldn't tell you,” said the geographer.
- “And towns, and rivers, and deserts?”
- “I couldn't tell you that, either.”
- “But you are a geographer!”
- “Exactly,” the geographer said. “But I am not an explorer.”

Antoine de Saint-Exupéry: Le petit Prince

Would you end your expedition eventually if the teleportation was available to everyone?

It's the same question than using a GPS or learning to read the map. Or using Google when you have a question instead of spending more time in questioning. It would be boring.

But it would be so cool and cheaper...

” WHEN IN DOUBT, RELY ONLY ON YOUR FEET.”

entgrenzt: What gadgets do you use to find a certain location?

Diane: "Preparing an itinerary with Google maps, rules and warnings", by Diane Rabreau

On the eve of the exploration, I spend a few hours studying the journey on Google Maps. To do this, complete the course from start until finish on Street View. Memorize it by finding markers on the route, for example a billboard, a mountain in the distance, a tree of a particular shape. Do not rely on the direction of the sun, of cars or birds.

When Street View is not available because Google hasn't yet explored the road, the points of reference are not available. We have to note then, the number of crossings, the angle of the turnings, the colour of the roofs.

This technique can work miracles when actually taking a real walk. However, you may be surprised to find a house which appears on Street View just as a plot of land under construction. Otherwise, the appearance of a tower of mirrors where there appeared to be a field, or the image of a tree in blossom which would have previously been seen stripped by winter. It is also possible to find ourselves confused, faced with something unpredictable and unsupported by Google Maps: the altitude. If you don't want to risk failure and would prefer to avoid the difficulty, the use of city scooters is not a good idea. When in doubt, rely only on your feet.

entgrenzt: What would you rather do: continue to travel to unknown destinations far away or try to find the extraordinary around the corner?

Diane: If I had an infinite amount of money under my pillow, I would go ... certainly around the corner.

It depends on where you send me. If you chose a very far-away destination, your answer will maybe arrive later in your life, and you'll need to be patient.

entgrenzt: Do you need a replacement to tour the world? We have a lot of applicants for checking out every corner of they earth.

Diane: This project should definitely become a collective search with various explorers in charge of different parts of the World. I am working on it. I have already someone in the

Easter Island, someone in Texas, someone in Northridge, and you in Germany ;)

entgrenzt dit merci pour l'interview.

Wer ihre Erkundungsreisen verfolgen möchte besucht ihre Website www.dianegoesforyou.com. Dort findet ihr auch Möglichkeiten mit Dianè in Kontakt zu treten oder sie zu unterstützen.

Bericht zum Workshop „Religiöse Identitäten und Praktiken in der post-säkularen Stadt“ im Rahmen der Humangeographischen Sommerschule „Geographien der Migration“

Katharina Drost und Sophia Fettingner

Unter dem Titel „Geographien der Migration“ fand vom 07. bis 10. April 2015 an der Universität Osnabrück die fünfte Humangeographische Sommerschule statt. Mit einem eigenen Workshop beteiligten sich an dieser auch vier MasterstudentInnen der Kulturgeographie der FAU Erlangen-Nürnberg zusammen mit Herrn Prof. Georg Glasze und M.A. Jan Winkler. Die Organisation des Workshops „Religiöse Identitäten und Praktiken in der post-säkularen Stadt“ war Teil einer Forschungswerkstatt der FAU, welche StudentInnen die Möglichkeit bietet, Einblick in die Organisation sowie Praxis wissenschaftlicher Forschung zu erhalten.

Das Thema Religion im Zusammenhang mit Migration anzusprechen und im Rahmen eines Workshops an der Sommerschule aufzugreifen, war den OrganisatorInnen ein wichtiges Anliegen. Sie wollten der Frage nachgehen, inwieweit religiöse Argumente und Praktiken, entgegen der klassischen Säkularisierungsthese, weiterhin ein bedeutsamer Faktor für die Strukturierung städtischer Gesellschaften sind und teilweise gar wieder an Bedeutung gewinnen. Die Annahme, dass mit Migration auch immer eine Zunahme religiöser Vielfalt „vor Ort“ verbunden ist, wurde im Vorhinein durchaus kritisch diskutiert. Dabei war es den Mitwirkenden wichtig, auf die Gefahr unzulässiger Vermischungen von Kategorien wie zum Beispiel „MigrantIn“ und „MuslimA“ hin-

zuweisen.

Ziel des Workshops war es, sich dem theoretischen Konzept des Post-Säkularismus durch Textarbeit und Diskussion zu nähern und daraufhin den lokalen und kommunalpolitischen Umgang mit religiöser Vielfalt in einem praktischen Exkursions-Teil zu erfahren. So gab es die Möglichkeit, das Institut für Islamische Theologie (IIT) in Osnabrück zu besuchen und danach mit Herrn Prof. Reinhold Mokrosch, Gründer des „Runden Tisches der Religionen“ in Osnabrück, ins Gespräch zu kommen. Nach einer theoretischen Diskussionsrunde mit grundsätzlichen Fragen zu den Begriffen des Säkularen und Post-Säkularen am Vormittag ging es aus den universitären Räumlichkeiten hinaus zum nahegelegenen IIT, wo Herr Esnaf Begić und Herr Coşkun Sağlam die TeilnehmerInnen in Empfang nahmen und mit einer Präsentation einen Überblick über die Entstehung, Aufbau und Angebote des IIT gaben, um dann anschließend die Möglichkeit für Fragen im Rahmen einer Diskussionsrunde zu geben.

Das IIT in Osnabrück, welches das erste und größte Institut für Islamische Theologie in Deutschland darstellt, wurde im Oktober 2012 gegründet und ist eines von insgesamt vier von der Bundesregierung geförderten Zentren der Islamischen Theologie mit sieben Professuren unter anderem für islamisches Recht, islamische Geschichte und Religionssoziologie. Die Religionspädagogik und die damit verbundene Ausbildung von Imamen und Islamlehrern in Deutschland bildet einen weiteren wichtigen Schwerpunkt des Instituts. „Imame, die in Deutschland sozialisiert sind, sollen hier ausgebildet werden und nicht aus dem Ausland kommen“ betonte Herr Begić. In diesem Sommer soll es bereits die ersten AbsolventenInnen in islamischer Religionspädagogik geben. Doch wie geht man mit der Vielfalt und den verschiedenen Strömungen innerhalb des Islams bei der Ausbildung um? Dies war eine der Fragen, die die Workshopgruppe an die Mitarbeiter des IIT herantrug. Man sei sich einer innerislamischen Vielfalt bewusst, machte Herr Begić deutlich. Es werde von theologischen Gemeinsamkeiten und eher kulturellen Unterschieden ausgegangen. Daher versuche das IIT, diese Vielfalt in der Lehre abzubilden, indem auch Lehrende unterschiedlicher Nationalitäten oder beispielsweise mit sunnitischen und schiitischen Hintergründen eingesetzt werden. In der anschließenden Diskussion

wurde außerdem deutlich, dass die europaweite und globale Debatte um „den Islam“ nicht spurlos an der Leitung eines Instituts für Islamische Theologie vorbeigeht und sich dieses den aktuellen gesellschaftlichen Debatten immer wieder stellen muss. Das IIT dient nicht nur als Ansprechpartner für Journalisten oder RegierungsvertreterInnen, auch wird von diesem erwartet, auf Vorfälle in der Welt zu reagieren und eine Haltung einzunehmen, wie beispielsweise nach den Anschlägen in Paris auf Charlie Hebdo. Aber auch von Seiten der muslimischen Gemeinden stellen sich einige Herausforderungen an das Institut. Es sieht sich mit Vorwürfen konfrontiert, einen sogenannten „Staatsislam“ zu praktizieren. Sicherlich, gesteht Herr Begić ein, gäbe es auch staatliche Interessen hinter der Gründung eines Institutes für islamische Theologie, welches besonders bei Förderungen wie Präventionsprojekten erkennbar sei. Gleichzeitig ermögliche aber der Staat durch seine säkulare Neutralität eine wissenschaftliche Freiheit und halte sich dementsprechend aus Religionsfragen heraus, solange der verfassungsrechtliche Rahmen eingehalten werde und mit dem Grundgesetz vereinbar sei. Der Staat, so Begić, biete sozusagen die Infrastruktur für spezifische Projekte, zum Beispiel durch finanzielle Unterstützung. Insgesamt entstand der Eindruck, dass sich das IIT in einer herausfordernden Spagathaltung zwischen Politik, Gesellschaft und muslimischen Gemeinden befindet, was auch als Spannungsverhältnis zwischen Säkularem und Postsäkularem verstanden werden kann.

Im Anschluss an den Besuch im IIT war Herr Reinhold Mokrosch, Professor i. R. für Praktische Theologie und Religionspädagogik, für eine Gesprächsrunde in den Workshop eingeladen. Durch seine langjährige Erfahrung als



Abb. 1: Besuch beim Institut für Islamische Theologie mit Herrn Sağlam und Herrn Begić (Foto: Katharina Drost)



Abb. 2: Gesprächsrunde mit Herrn Mokrosch, Gründer des Runden Tisches der Religionen in Osnabrück (Foto: Katharina Drost)

Vorsitzender und Gründer des Runden Tisches der Religionen in Osnabrück ermöglichte er einen umfassenden und interessanten Einblick in die Arbeit des Runden Tisches. In diesem Gremium kommen RepräsentantInnen der jüdischen, katholischen, evangelischen sowie muslimischen Gemeinden in Osnabrück zusammen. Ziel dabei war und ist es, durch den Dialog zwischen den verschiedenen Religionsgemeinschaften mit Konflikten, die in der Stadt entstehen, besser umgehen zu können. Es wird über Alltagsweltliches wie Religionsunterricht, Speisevorschriften oder Kleidungsvorschriften sowie über Religiosität und religiöse Themen gesprochen. Die Diskussionen werden durch die Presse und gemeinsame Erklärungen auch nach außen getragen. Professor Mokrosch sprach im Workshop über das Zusammenleben verschiedener Religionen und das Ausleben der eigenen Religiosität im Alltag. Deutlich machte er, dass dabei auch fortwährend Konflikte entstehen, vor allem zwischen verschiedenen Konfessionen einer Religion. Er erzählte von Projekten wie der gemeinsamen Schulspeisung, Krankenhausseelsorge für Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen und Beratungsmöglichkeiten für Familien und Ehepaare. Im Gespräch zeigte sich, welche Bedeutung Religion auch heute und in unserer Gesellschaft im Alltag und in vielen Bereichen des Zusammenlebens hat. Ein Zeichen dafür, dass der Begriff des Post-Säkularen durchaus geeignet ist, das Zusammenleben in der Stadt zu beschreiben?

Eine Diskussion entbrannte dann auch bei einem Thema, das jeder der WorkshopteilnehmerInnen aus seiner Alltagswelt kennt: Religi-

onsunterricht in Schulen und die Frage, ob Kinder aller Religionen gemeinsam, getrennt mit regelmäßigem Austausch oder vollständig getrennt unterrichtet werden sollten. Daraus ergab sich die Frage nach dem Wesen von Religiosität. Was ist Religiosität? Wer ist religiös in einer stärker profan orientierten Gesellschaft? Kann dabei jeder sein Leben individuell ausleben? Professor Mokroschs Ansicht hier ist klar: Der Mensch sei ein „homo religiosus“. In jedem von uns stecke etwas Religiöses.

In der abschließenden Diskussion der WorkshopteilnehmerInnen wurde deutlich, dass das Konzept des Post-Säkularen durch die Textarbeit und die Beispiele für den Umgang mit Religion in Osnabrück zwar berührt und thematisiert wurde, seine genaue Aussage und Tragweite aber unklar blieb. Dieses Ergebnis spiegelt so auch die aktuelle wissenschaftliche Debatte wieder, in der das Konzept des Post-Säkularen umstritten ist und häufig in unterschiedlicher Weise gebraucht wird. Ersichtlich wurde aber dennoch, dass in städtischen Gesellschaften und deren Organisation Religionen eine Rolle spielen und ein Faktor für die Strukturierung von Gesellschaft sind. Dabei wurden die WorkshopteilnehmerInnen aber auch mit der Frage konfrontiert, was genau Religion ist und wo die Grenzen des Religiösen liegen. Womöglich liegt es genau an diesen Fragen, dass auch Säkular und Post-Säkular dehnbare Begriffe sind. Die Trennlinien verlaufen fließend.

Doch gerade die Geographie kann hier – unabhängig davon, wie man zu dem Konzept des Post-Säkularen steht – ihren Beitrag leisten und mit Blick auf verschiedene Maßstabsebenen die (zugeschriebene) raumwirksame Funktion und Bedeutung des Religiösen für die Konfigurierung von Gesellschaft(en) beobachten. Raumsensible Arbeiten der Geographie können einen Beitrag zu den vielfältigen Debatten um Religion im öffentlichen Raum leisten.

The Geographer or There and Back Again

Alexander Grünberger, Sabrina Fest, Sebastian Fischer,
Jonas Lendl, Norman Louis, Corinna Meyer, Johanna
Nitsch, Eva Platzer (Universität Erlangen-Nürnberg)

Wie Geographiestudierende in den ersten Semestern lernen, sollte man hin und wieder Abstand von den Büchern nehmen, weg vom Institut und ab in die weite Welt. Und zugegeben, recht viel weitläufiger als die Vereinigten Staaten kann das Ganze gar nicht sein. Dieser Erlebnisbericht soll die Eindrücke zusammenzufassen, die der kleine Studierende erhält, der in den Strudel der größten Geographietagung weltweit hineingezogen wird – dem Annual Meeting der Association of American Geographers, vom 21. bis zum 25.04.2015 in Chicago, Illinois.

Über 5.000 Präsentationen, Poster, Workshops und Exkursionen, fast 9.000 TeilnehmerInnen – darunter eine Forschungswerkstatt des Instituts für Geographie der FAU Erlangen-Nürnberg. Genauer: Acht Studierende des Masterstudienganges Kulturgeographie, die im Rahmen der Forschungswerkstatt Taking Account of Culture in the Study of Risk and Disasters and in DRR unter Leitung von Prof. Dr. Fred Krüger und Dr. Alexandra Titz die Möglichkeit hatten, das AAG-Meeting zu besuchen. Das Modul sollte uns einen Einblick in den geographischen Wissenschaftsalltag verschaffen: Wie wird Wissen auf universitärer Ebene generiert? Wie werden Tagungen und Forschungsreisen organisiert und durchgeführt? Wie werden die Inhalte solcher Tagungen vorbereitet und präsentiert? Unsere Dozierenden hatten am Annual Meeting einen Chair inne, waren also für die Planung und Durchführung einer Session zum oben genannten Thema verantwortlich. In der Vorbereitung war es aber natürlich auch an uns Studierenden, sich in die Thematik einzulesen, kritische Punkte zu diskutieren und die Sessions mitzugestalten. Es galt deren Ablauf zu planen, also die Reihenfolge der SprecherInnen zu klären, thematische Zusammenhänge in den eingereichten Abstracts aufzuspüren, eventuell nötige Diskussionsfragen zu entwickeln und letztendlich Kontakt zu den ReferentInnen und DiskutantInnen aufzunehmen.

There ...

Angekommen in Chicago gab es für uns die erste Überraschung: Wir waren im doch recht noblen Fairfield Marriott Inn & Suites untergebracht. Wer Hostelpreise in amerikanischen Großstädten kennt, der weiß auch, dass es sich lohnt, zu viert im Zweibettzimmer in überdimensionierten Boxspringbetten zu dösen. Erst recht, wenn der Blick direkt auf Willis- und Trump-Tower geht. Die Konferenz selbst fand im nahegelegenen Hyatt Regency Chicago statt. Gleich am ersten Tag hatten wir uns als TeilnehmerInnen registriert und bekamen als kleine Goodies eine AAG-Tasche, randvoll gefüllt mit Werbebeilagen und einer ESRI-Trinkflasche.

Eine Konferenz dieser Größe hat ihren Preis. In diesem Fall waren das schlappe 210 Bucks. Wir bekamen jedoch die Möglichkeit unsere Arbeitskraft als Volunteers anzubieten, um so die bereits bezahlten Gebühren abzubauen. Am nächsten Tag wurden wir früh um halb 8 von der freundlichen Dame am Volunteer-Desk in das neongelbste aller neongelben T-Shirts gepackt – mit dem großen Aufdruck: Conference Volunteer. Diese Uniformierung sollte uns unmittelbar zu ExpertInnen in vielerlei Hinsicht machen: Verirrte GeographInnen (sic!) aus aller Welt wurden von zunächst ebenso ahnungslosen Freiwilligen mit Übersichtskarten in ihren Händen auf den richtigen Weg zur nächsten Session geschickt. Am Registration-Desk wurde der Check-In abgewickelt und so mit diversen Wissenschaftskoryphäen in Kontakt getreten, u.a. dem meistzitierten Geographen der Welt, David Harvey. Auch die Technik in den Veranstaltungsräumen wurde betreut oder der Weg zum nächsten Shuttlebus gewiesen, der im Zweistundentakt Menschen vom Hyatt Regency zu den weiteren Veranstaltungsorten brachte. Aufgrund mangelnder Einweisungen und Ortskenntnis waren unsere Anfänge als Volunteers entsprechend chaotisch. Aber es gab ja noch das über eintausend Seiten starke Programm-„Heft“, welches die 5.000 gebotenen Veranstaltungen auflistete und kurz beschrieb, sowie die offizielle AAG-App, welche leider nur zeitweise funktionierte. Nach der anfänglichen Verwirrung war man jedoch schnell mittendrin und bekam ein Gespür für die Idee hinter einer Großveranstaltung dieser Art: „Get together and get to know each other“. Zwecks wissenschaftlicher Vernetzung stand ein reger



Austausch mit anderen Volunteers und TeilnehmerInnen der Konferenz auf dem Programm und schnell sammelte man die ersten business-cards. Selbst der Bachelor-Ersti schien hier so etwas im Portemonnaie zu haben. Passend zum get together gab es während des Annual Meetings immer wieder Abendveranstaltungen, die eine Vernetzung zusätzlich unterstützen sollten. Die Gelegenheit ein kühles Bier mit eben jenen WissenschaftlerInnen zu trinken, die man selbst schon hunderte Male zitiert hatte, bekam man auch nicht alle Tage. Wir hatten uns also als Volunteers bewährt und so praktischerweise zugleich einen Einblick in das weitreichende Vortragsangebot, Poster-Ausstellungen und Exkursionen bekommen, die während der nächsten Tage stattfinden sollten. Auch wir hatten unsere eigenen Sessions zum Thema Taking Account of Culture in the Study of Risk and Disasters and in DRR: Die Paper Session vorbereitet. In eng getakteten Zeitfenstern hielten die ReferentInnen Kurzpräsentationen und diskutierten in der anschließenden Panel Session untereinander und mit dem Publikum. Da wir beide Sessions mit vorbereitet und damit eine gewisse Verantwortung hatten, waren unsere Erwartungen und die Nervosität recht groß. Würde alles funktionieren? Glücklicherweise übernahmen unsere Dozierenden die Moderationsleitung. Wir Studierende teilten uns Aufgaben wie die Anfertigung eines Audio-Mitschnittes, das Protokollieren, die Fotodokumentation und das Posten von Live-Tweets. Letzteres ist auf amerikanischen Konferenzen durchaus gängig. Summa summarum verlief alles reibungslos und sowohl Vortragende als auch Publikum schienen zufrieden mit den Sessions. Dass aufgrund der knappen Zeit manche Punkte nicht ausreichend diskutiert werden konnten, war nicht zuletzt der Form geschuldet: Alle Sessions waren auf exakt eine Stunde und 40 Minuten begrenzt und wurden über Zeittafeln und Stoppschilder streng organisiert. Ein komplexes und vielfältiges Feld wie Taking Account of Culture in the Study of Risk and Disasters and in DRR in Gänze abzudecken, hätte deutlich mehr Zeit erfordert. In den nächsten Tagen wurden eigenständig weitere Veranstaltungen aus dem umfangreichen Programm besucht. Bei nahezu 5.000 Angeboten und oftmals über 50 parallelen Vorträgen fiel die Auswahl nicht immer leicht. Auch begann sich im Laufe der Konferenz der Eindruck zu verstärken, dass die Quantität hier einen hö-

heren Stellenwert einnahm als die Qualität der vermittelten Inhalte. Dies mag auch dem Umstand geschuldet sein, dass nahezu alle Abstracts angenommen wurden, sofern sie thematisch zu einer Session passten. Taten sie das nicht, bestand weiterhin die Möglichkeit über einen Pool in Mischveranstaltungen zu gelangen. Die Vortragsbreite erstreckte sich daher in einem vielfältigen Spektrum von Musikgeographie (urbaner Einfluss auf die Dropkick Murphys) über Volunteered Geographic Information Studies (wo unter anderem die FAU-Geographen Dr. Tim Elrick und Christian Bittner referierten) bis hin zu Eigenwerbung der National Geospatial-Intelligence Agency (NGA). Auch der akademische Grad der jeweiligen SprecherInnen schwankte zwischen noch nicht abgeschlossenem Bachelor und Prof. Dr. Dr.

... and Back Again

Wie erging es uns also auf der größten geographischen Veranstaltung dieses Planeten?

Das Ganze war ein umwerfendes Erlebnis und eine einmalige Erfahrung. Viele Ängste, die uns im Vorfeld umtrieben, waren unbegründet. Man sollte das Annual Meeting der AAG allerdings nicht allein aufgrund seiner Größe überbewerten: Auch hier wird nur mit Wasser gekocht. Sessions, die sich deutlich vielversprechender anhörten als sie es tatsächlich waren, standen Beiträgen gegenüber, die positiv überraschten und zu Diskussionen anregten. Wer das nötige Kleingeld und das passende Thema im Gepäck hat, dem sei das nächste Meeting der AAG in San Francisco auf jeden Fall empfohlen.

Ansonsten gilt: Wer sich für die wissenschaftliche Aufarbeitung unserer Sessions interessiert, dem sei der Artikel dazu in dieser *entgrenzt*-Ausgabe wärmstens empfohlen.

Über die Vernachlässigung von kulturellen Aspekten in der Katastrophenvorsorge – eine Diskussion

Alexander Grünberger, Sabrina Fest, Sebastian Fischer, Jonas Lendl, Norman Louis, Corinna Meyer, Johanna Nitsch, Eva Platzer (Universität Erlangen-Nürnberg)

Ziele und Praktiken der Katastrophenvorsorge decken sich oft nicht mit den tatsächlichen Handlungsweisen der Betroffenen. Um die Maßnahmen des Katastrophenmanagements zu verbessern, wird in der wissenschaftlichen Diskussion vermehrt dafür plädiert, kulturelle Aspekte stärker in die Katastrophenvorsorge einzubeziehen.

Dieser Beitrag bietet eine Zusammenfassung der Diskussionspunkte und Gedanken aus der Podiumsdiskussion „Taking Account of Culture in the Study of Risk and Disasters, and in Disaster Risk Reduction (DRR) Practice“ im Rahmen des AAG 2015 in Chicago mit Craig E. Colten, Chris S. Renschler, Ashley Coles, Matthias Garschagen und Sarah Bradshaw, unter der Leitung von Fred Krüger und Alexandra Titz.

Es ist offensichtlich, dass sich Beerdigungsrituale weltweit stark voneinander unterscheiden. Auch der Glaube an bestimmte Gottheiten in verschiedenen Kulturen ist nicht immer mit dem rationalen Ideen westlicher Erklärungsmodelle und Ansätze in Einklang zu bringen. Ähnliches gilt zum Beispiel für die Reaktion auf Erdbeben, welche in verschiedenen kulturellen Kontexten stets unterschiedlich erklärt werden. Ein aktuelles Beispiel stellt der Fall von vier Touristen in Malaysia dar, die durch ihre Entblößung auf einem heiligen Berg die Götter des Kinabalu erzürnt und dadurch ein Erdbeben verschuldet haben sollen (vgl. Fähnders, 2015). Dies bedeutet in Hinblick auf die Katastrophenvorsorge (*disaster risk reduction*, DRR), dass Ziele und Handlungen immer wieder durch kulturelle Missverständnisse und Differenzen beeinflusst werden. Trotz dieser Schwierigkeiten ist der Einfluss von kulturellen Aspekten auf die Effektivität von Vorsorge- und Adaptionsstrategien in der Wissenschaft und Praxis bisher weitestgehend vernachlässigt worden.

Angestoßen wurde eine Diskussion um eine Auseinandersetzung mit der Vernachlässigung von kulturellen Aspekten in der DRR durch den World Disasters Report 2014 (Internatio-

nal Federation of Red Cross and Red Crescent Societies (IFRC) 2014). Am diesjährigen Kongress der „Association of American Geographers“ (AAG) in Chicago wurden deshalb Vorträge sowie eine Podiumsdiskussion im Rahmen einer Paper- und Panel-Session mit demselben Titel durchgeführt. Vorrangiges Ziel war es, zu verstehen, was Kultur sein kann und Wege zu finden, wie DRR und Kulturen zusammengedacht werden können. In den Präsentationen der Papersession, aber auch in der anschließenden Debatte spitzten sich die Fragen zu, was Kultur denn überhaupt sei, „wer Kultur produziere und vor allem, wie sie produziert wird?“ (Zitat Krüger, Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg, Deutschland). Aufgrund dessen wird im Rahmen dieses Artikels auf eine genauere Definition des Begriffs Kultur verzichtet. Vielmehr wird der Leser dazu aufgefordert den Begriff und dessen Bedeutung stets kritisch zu hinterfragen.

Die Diskussion wurde vornehmlich aus einer konstruktivistischen Perspektive geführt und stellte Kultur als das Ergebnis eines *Labeling*prozesses (im Sinne eines Prozesses der Bedeutungszuschreibung) dar, welcher durch die wissenschaftliche Forschung dekonstruiert (*unpacked*) werden muss. Dabei wurde vor allem das Zusammendenken von DRR und Kulturen kritisch reflektiert. Aber auch politische Einflüsse auf die DRR und deren Tragfähigkeit standen im Mittelpunkt. Der vorliegende Aufsatz arbeitet zentrale Diskussionslinien der Panelsession heraus und regt mögliche Linien zukünftiger Diskussionen an.

Craig E. Colten (Professor)

Professor Craig E. Colten ist derzeit an der Louisiana State University im Department of Geography and Anthropology tätig. Er studierte Geographie an der *Syracuse University*. Nach seinem Abschluss arbeitete er im Bereich „Sonder-/Giftmüll“. Seine weiteren Forschungsschwerpunkte sind historisch-städtische-Umweltthemen und Wassermanagement. So hat er zurzeit die Position als *Director of Human Dimensions at the Water Institute of the Gulf* inne.

Ashles Coles ist momentan im *Department of Geology and Geography* der *Georgia Southern University* in Statesboro, Georgia tätig. Sie hat Atmosphärenwissenschaften und Geographie studiert. Ihr Nebenfach waren Lateinamerikanische Studien. Ihre Schwerpunkte liegen im Feld der Wissenspolitik und dem Katastrophen- und Ressourcenmanagement vor allem für den Raum Lateinamerikas. 2014 gewann sie mit ihrer Dissertation „The Persistence of Modernist Development: Ordering as Common Sense“ den Dissertationswettbewerb der *Association of American Geographers Urban Speciality Group*.

1 „How to unpack Disaster Risk Reduction and ‚Culture‘?“

Katastrophen zu dekonstruieren und ihre gesellschaftliche Relevanz und Produktion zu hinterfragen ist spätestens seit dem Buch „At Risk“ von Wisner, Ben et al. (2004) zu einem gängigen Prozess geworden. Aus ihrem Buch ist das *disaster pressure and release model* zu nennen, welches im Zusammenhang mit DRR und Kulturen weitreichend anerkannt ist (ebd.: 49). Dennoch sind die Inhalte des Buches in den Praktiken der DRR mit dem Ziel, Menschen zu schützen, weitgehend unberücksichtigt geblieben. In diesem Zusammenhang stellte Krüger fest: „culture is still being constantly neglected in DRR and also in disaster research“. Dies kann eventuell darauf zurückzuführen sein, dass DRR als allgemeingültige, objektive und übertragbare Praxis konstruiert wird. Folglich ist DRR immer auch politisch geprägt. So werden Machtbeziehungen und Hierarchien auf unterschiedlichen Ebenen etabliert und reproduziert, wodurch Kategorisierungen von gut und schlecht, richtig und falsch hergestellt werden. Diesen wiederum liegen Operationalisierungen und Institutionalisierungen zugrunde und erlangen damit Einfluss auf die Bedeutungszuschreibung und den hegemonialen Diskurs.

Um nun zu verstehen, welchen Einfluss Kulturen auf die DRR haben, müssen diese Konstruktionen hinterfragt und aufgebrochen (*unpacked*) werden. Im Rahmen der Diskussion wurden dabei vor allem die drei nachfolgenden Bereiche herausgearbeitet, welche elementar für die Reflexion von Kulturen in der DRR sind.

Kulturen als Entwicklungshemmnis

Jede *community* verfügt aufgrund ihrer kulturellen Verankerung über Möglichkeiten und Fähigkeiten, sich vor Katastrophen und deren Auswirkungen zu schützen, diese zu erklären und damit eine gewisse Resilienz aufzubauen. So wie beispielsweise die Moken in Myanmar und Thailand, welche aufgrund ihrer Kenntnisse den Tsunami von 2004 im Vergleich zu anderen Küstenbewohnern gut überstanden haben: „The Moken apparently survived better because of their knowledge and oral traditions associated with their nomadic, seafaring way of life. Thanks to the ‚legend of the seven waves‘, reflecting the ancestral memory of previous tsunamis, they were able to run to higher ground when they saw the seawater starting to recede“ (Boccardi 2014: 123).

Die über Generationen etablierten kulturellen Praktiken und Überzeugungen können somit, wie im Beispiel aufgeführt, für eine gewisse Sicherheit sorgen. Von externen Organisationen der DRR wird aber eben dieses Handeln und religiöser Glauben als Hindernis für angepasste und *richtige*, d.h. in ihren Augen allgemeingültige, objektive und übertragbare Resilienzstrategien gesehen. Dies stellt das zentrale Problem im Katastrophenmanagement dar.

Sollte Kultur nun als etwas angesehen werden, das hilft, die Welt besser zu verstehen, oder etwas, das den Blick verschleiert? Kann durch die Berücksichtigung von Kulturen ein erweitertes Konzept der DRR entstehen, welches den Dualismus zwischen der Wahrnehmung der Organisationen und jener der betroffenen Menschen neu denkt und aufhebt?

„Which People?“

Nach Renschler (University at Buffalo NY, USA) wird DRR häufig als *bottom-up* Konzept gedacht, wobei ein besonderes Augenmerk auf die *community* gelegt wird. Diese wird als lokale und homogene Einheit verstanden, deren Mitglieder gleichberechtigt sind. DRR wird demzufolge zu einem Nachbarschaftsprinzip, wodurch lokale Gemeinschaften gestärkt werden sollen. In diesem Verständnis werden durch die Zusammenarbeit mit der *community* spezifische Adaptions- und Vorsorgestrategien legitimiert. Hierarchische Machtbeziehungen sollen hierbei durch horizontale und flachere Strukturen abgelöst werden.

Matthias Garschagen (Ph.D.)

Matthias Garschagen ist der Leiter der Abteilung für *Vulnerability Assessment, Risk Management and Adaptive Planning* des *Institute of Environment and Human Security* an der *United Nations University* in Bonn. Seinen Forschungsschwerpunkt bilden urbane Vulnerabilität und soziale Resilienz sowie Anpassungen an den Klimawandel insbesondere im asiatischen Raum. Er war als Autor am fünften Assessment Report des IPCC beteiligt und seine Arbeit wurde beispielsweise im *UN-ISDR Global Assessment Report on Disaster Risk Reduction* veröffentlicht. Er ist Doktorand der Geographie an der Universität in Köln und hat auch Kenntnisse aus der Anthropologie und Wirtschaft.

Bereits die Verwendung des *community* Begriffs gestaltet sich als äußerst schwierig, da weder die Maßstabebene, noch die Akteure der *community* definiert werden. Sowohl im World Disaster Report als auch in der Diskussion herrschte zumindest ein Konsens: *community* ist nicht gleich *community* (vgl. Cannon et al. 2014: 92–119). Das vereinheitlichte Verständnis von *community* reicht nicht aus, um auf dieser Grundlage DRR zu betreiben. Ganz im Gegenteil: Das *community*-Konzept muss überdacht werden. Menschen sind niemals als isoliert von ihrer Umgebung zu betrachten und auch verdeckte Ungleichheiten innerhalb der *community* existieren. Das *community*-Konzept wird in der Praxis häufig als statische, natürlich vorgegebene Einheit betrachtet, jedoch stellt es eine zeitlich (und auch räumlich) fixierte Konstruktion sozialer Verhältnisse dar, welche aufgelöst werden muss. Die Diskutanten am AAG gingen sogar einen Schritt weiter: Eine folglich logische Dekonstruktion darf sich nicht nur auf die *communities* beschränken, sondern muss auch die Organisationen (und deren Kulturen), als ebenso konstruierte Einheiten miteinbeziehen. In der Praxis wird immer zwischen der Kultur der Hilfsorganisationen und der jeweils betroffenen Bevölkerung unterschieden, wenngleich diese künstliche Differenzierung zwischen *community* und Organisation genauso aufgebrochen werden muss wie die ihnen zugeschriebene Kultur. Es gibt folglich nicht die lokale Kultur der *community*, welche der Kultur der Organisation gegenübersteht. Dabei fällt

der Wissenschaft die Aufgabe zu, die traditionellen Sichtweisen und Annahmen zu hinterfragen und Kategorisierungen, welche durch diese Zuschreibung entstehen, zu dekonstruieren.

Im World Disasters Report und auch in der Podiumsdiskussion wurde dafür plädiert, die Idee einer homogenen *community* aufzugeben. Aus dieser notwendigen Aufgabe heraus drängt sich jedoch die Frage auf, wer innerhalb einer Gemeinschaft überhaupt Entscheidungen trifft und/oder wer die Verantwortung übernimmt. Mit wem kann / muss in der Praxis der DRR dann zukünftig gesprochen werden?

Das Hinterfragen von Begriffen und Strategien

Des Weiteren fiel den Diskutanten auf, dass in der Praxis oftmals für unterschiedliche Konzepte dieselben Begriffe verwendet werden. Dies bedeutet zwar einerseits, dass die Unterschiedlichkeit von Konzepten anerkannt wird, andererseits eine klare Trennung oft fehlt oder nicht definiert wird. So stellte Garschagen (United Nations University, Bonn) dar, dass selbst wenn die gleichen Konzepte verfolgt werden, dies nicht automatisch heißt, dass über dieselben Inhalte gesprochen wird. Nichtsdestotrotz ist es möglich, Konzepte aus der Wissenschaft mit der Zeit auch in lokale oder organisatorische Kulturen zu implementieren. Denn jene Begrifflichkeiten sind nicht statisch, sondern veränderbar.

Wie kam es jedoch zu jenen diversen Verständnissen und Begrifflichkeiten? Durch Organisationen und Akteure entsteht oftmals ein hegemoniales Verständnis der Konzeption von Katastrophen und Risiken. Diese Perspektiven werden dabei häufig im Rahmen von Vorsorgestrategien implementiert. Im Laufe der Zeit werden sie dann validiert und ggf. modifiziert. Inhaltlich sind sie häufig auf eine bestmögliche Balance von Input und Output, Kosten und Nutzen angelegt. Diese kapitalistischen Prinzipien werden dabei als universell und objektiv zielführend angesehen. Als Folge werden andere Ansätze, wie sie zum Beispiel in Glaube und Religion angelegt sind, marginalisiert. In Bezug auf die Auseinandersetzung mit den Themen Kultur und Risiko verfolgten die Diskutanten einstimmig die Ansicht, dass es das Ziel der Forschung sein sollte nicht nur die Gemeinschaft der Betroffenen aufzuschlüsseln zu wollen (*to unpack*), sondern dasselbe



auch mit der Gemeinschaft der Forscher und Organisationen zu tun.

Die vorgestellten Konstruktionen von Kultur, *community* und anderen Begriffen sind zentrale Bestandteile der DRR. Sie formen Praktiken und damit Realitäten. Jedoch fiel in der Diskussion auf, dass die Diskutanten eine Unterscheidung treffen zwischen demjenigen, der Kulturen, *community* und weitere Begriffe oder Strategien beschreibt, und demjenigen, der beschrieben werden soll. Mit ersterem ist der Prozess des sogenannten *labelling* gemeint, der im Rahmen der Debatte zum zentralen Analyseraster wurde.

2 Konzepte von Kultur: Konstruktion, Reproduktion oder Dekonstruktion?

Wie bereits angesprochen, wird Kultur als Konstruktion der dominanten Akteure im Handlungsfeld der DRR verstanden: „They have the voice to label disaster and to label the right culture of reaction.“ (Coles; Georgia Southern University, USA). Jedoch blieb die Frage offen, ob Kultur, nicht doch etwas ist, das einfach existiert und sich über die Zeit geformt hat. Im Folgenden wurde diskutiert, wie sich Kultur als Konzept, unabhängig von der Unterscheidung zwischen organisatorischer und lokaler Kulturen, denken und konzipieren lässt.

Auf der Suche nach einem Kulturverständnis oder Kulturkonzept, welche als mögliche Kategorie in der DRR berücksichtigt werden können, fällt auf, wie unterschiedlich die Auffassung von Kulturen sowie ihre Bedeutung und Reichweite sein können.

In der Diskussion geschah eine Annäherung an den Kulturbegriff über den Raum als gliedernde Einheit und determinierende Konstante. Raum schafft Identitäten und ist daher auch ein zentraler Faktor bei der Konzeption von Kulturen. Dadurch bekommt Kultur eine räumliche Komponente, die sie prägt und spezifisch macht. Für einige Diskutanten sind Kulturen fest im Raum verwurzelt, jedoch durch die Veränderbarkeit des Raumes wandelbar und über lange Zeit auch anpassungsfähig. Adaption ist folglich ein Prozess, den Kulturen durchschreiten, wenn sie immer wieder ähnlichen Bedrohungen ausgesetzt sind. Dabei entwickeln sich auch die *communities* zur Gemeinschaft, die mit denselben Herausforderungen zu kämpfen hat. Durch diese Anpassung an spezifische Bedrohungen bilden sich

unterschiedliche kulturelle Praktiken aus, denen Rechnung getragen werden muss. Diese Argumentationslinie ähnelt der der Organisationen und der Begründung, Kulturen und damit *communities* doch als Einheiten abzugrenzen. Nach Renschler kommt es zu lokalen Ausprägungen im Umgang mit Bedrohungen. Sie sind manchmal so stark gefestigt, dass es zur Etablierung von Pfadabhängigkeiten, von Handlungen und Reaktionen auf Bedrohungen kommt. Es wird folglich an Anpassungsmöglichkeiten und Reaktionen festgehalten, welche sich im Laufe der Zeit entwickelt haben, anstatt neue bzw. andere Bewältigungsstrategien zu verfolgen, welche Vulnerabilitäten gegebenenfalls effektiver verringern könnten.

Wenn jedoch eine neue Bedrohung auftritt, erscheinen laut Colten (Louisiana State University, USA) nun auch neue Mechanismen zum Umgang mit der Katastrophe als notwendig, weil die entwickelte Risikokultur für die veränderte Situation nicht mehr ausreicht. In diesem Kontext kristallisiert sich auch die Aufgabe der Geographen heraus, welche mit diesen lokalen Kulturen arbeiten. Renschler definierte sie in der Diskussion ganz pragmatisch wie folgt: „We as geographers have to give guidance.“

Diese Argumentation zeigt, wie der Prozess des *labelling* in der Diskussion der Wissenschaft reproduziert wird. Kultur wird als ein sich auf natürliche Weise anpassender Prozess an Veränderungen verstanden. Anhand dieser Idee der Prozesshaftigkeit werden die dominierenden, westlichen Denkweisen und Überzeugungen deutlich: Bevor eine Pfadabhängigkeit bzw. Vulnerabilitäten durch kulturell ausgebildete Werkzeuge entstehen, müssen lokale Kulturen somit von den Organisationen und Forschenden beeinflusst werden. Ziel von vorrangig westlichen Akteuren in der DRR ist, dass entwickelte Strategien der Resilienz und Adaption in Form von Anleitungen zur Selbsthilfe in den betroffenen Kulturen implementiert werden. Folglich kann Vulnerabilität erst dann reduziert werden, wenn eine Aufklärung auf lokaler Maßstabsebene stattgefunden hat.

Chris S. Renschler (Ph.D.)

Chris S. Renschler arbeitet an der *University at Buffalo* im *Department of Geography*. Er ist Dozent mit dem Forschungsschwerpunkt GIS wie auch Naturressourcenmanagement.

Sollten Menschen gezielt trainiert und vorbereitet werden, um im Ernstfall richtig handeln zu können? Denn nur, wenn sich Menschen bewusst sind, dass sie für bestimmte Katastrophen besonders vulnerabel sind, könne daraufhin auch die Vulnerabilität reduziert werden. Dieser Punkt lässt zugleich auch kritische Aspekte des Zusammendenkens in DRR und Kultur aufkommen.

Als erstes Argument ist anzuführen, dass Kulturen nicht nur durch Unterschiede geprägt sind, sondern durchaus auch Gemeinsamkeiten aufweisen. Es darf nicht einfach abgegrenzt werden, ohne nach Gemeinsamkeiten zu suchen.

In einem nächsten Schritt ist es zudem auch notwendig, die strikte Trennung von Kulturen, Akteuren, Betroffenen und Organisationen zu überdenken. Das Aufbrechen und Aufschlüsseln der gewohnten Kategorisierungen ist die logische Konsequenz.

Verstärkt wurde dieses Argument durch den Einwand von Bradshaw (Middlesex University, London, UK), dass wiederum nicht alle Menschen gleichsam betroffen sind. Unter ihnen finden vielmehr Selbstzuschreibungen als z.B. Opfer und/oder Überlebender statt, die zentral für die Ausbildung von Resilienz und Bewältigungsstrategien sein können. Somit entwickeln sich auch innerhalb einer Gruppe von Betroffenen maßgebliche Unterschiede. Dies ist ein Aspekt, welcher einerseits zwar Eingang in die DRR finden muss, sich andererseits jedoch nicht durch ein differenzierteres Konzept von Kultur darstellen lässt. Durch die Vernachlässigung dieser Selbstzuschreibungen entstehen Probleme, die nicht direkt mit kulturellen Unterschieden zu erklären sind. Die Übergänge zwischen Kulturen sind fließend, weshalb eine schlichte Kategorisierung und damit Differenzierung nicht möglich erscheint. Trotzdem greifen vor allem Organisationen und – offensichtlich auch – die Wissenschaft in ihrem Versuch, DRR zu operationalisieren, auf genau diese Unterscheidung zurück. Dabei wird übersehen, auf welche Art und Weise Wahrnehmungen und Handlungen im Kontext des alltäglichen Lebens eingebunden sind und diese in Form von kulturellen Aspekten die Reaktion auf Katastrophen beeinflussen.

Es drängt sich deshalb die Frage auf, auf welcher Maßstabsebene Organisationen agieren und ob die Haushaltsebene überhaupt mit einbezogen werden sollte.

Diese stark kontroverse Suche nach Kultu-

ren in der DRR spiegelt sich wiederum auch in der Diskussion um das *community*-Konzept, der Organisationskultur, der Wissenschaft oder dem *labelling* von Katastrophen wider.

Letzteres wurde vor allem in der vorausgegangenen Paper-Session in den Vorträgen von Benedikt Orłowski (FAU Erlangen-Nürnberg, Deutschland) und Ronny Schumann (University of South Carolina, USA) problematisiert.

Überaus deutlich wurde der Prozess des *labelling* durch die unterschiedliche Wahrnehmung des Ereignisses im Fallbeispiel der kanarischen Insel *El Hierro* durch Orłowski aufgezeigt: Nicht der Vulkanausbruch an sich stellte das Problem für die dortige Bevölkerung dar, sondern vielmehr der mediale Umgang mit diesem Naturereignis. Somit bleibt also stets zu fragen, wer Katastrophen zu Katastrophen macht (Krüger: „Who labels an event a disaster?“). Es muss demnach reflektiert werden, ob ein universelles Konzept von Kultur und *community* überhaupt von Nutzen sein kann. In bestimmten Bereichen mag der Ansatz einer homogenen Gemeinschaft vielleicht sinnvoll sein, jedoch ist dieser stark vom Kontext abhängig. Genauso verhält es sich auf anderen Ebenen, wie z.B. auf der Ebene der Kulturen und der Ebene der einzelnen Haushalte. Die Universalisierung birgt folglich immer auch Probleme, welche bereits angeführt wurden. Jedoch ist die Universalisierung für Organisationen in ihrer Operationalisierung von zentraler Bedeutung. Ohne Universalisierung und Kategorisierung ist eine Organisation nicht imstande zu handeln, da ihr die Werkzeuge hierzu fehlen.

Die Universalisierung und das damit einhergehende *labelling* sind ein essentieller Prozess für Organisationen. Zum Beispiel werden Helfer in Organisationen der DRR auf ganz bestimmte Weise ausgebildet und handeln, bzw. beurteilen, nach ihren jeweiligen Standards. Dies ist für einen reibungslosen Arbeitsablauf nötig. Vor allem gewinnt dieses *la-*

Sarah Bradshaw (Professorin)

Dr. Sarah Bradshaw ist Dozentin der Entwicklungsforschung an der *Middlesex University London* in Großbritannien. Ihre Forschung beschäftigt sich mit gender, Entwicklung, Zivilgesellschaft, dem Wiederaufbau und dem Erbringen von Hilfeleistungen nach Katastrophen sowie Strategien der Armutsreduktion.

Gegenwärtig stehen Ziele und Praktiken der Katastrophenvorsorge oftmals im Widerspruch zu den tatsächlichen Handlungsweisen der Betroffenen. Beispielsweise kehren Flut- oder Erdbebenopfer in das Gefahrengebiet zurück oder weigern sich sogar dieses zu verlassen. In diesem Zusammenhang scheinen die Maßnahmen des Katastrophenmanagements wirkungslos zu sein. Aufgrund dieser Erfahrungen muss der Faktor Kultur verstärkt in den Fokus gerückt werden, damit Strategien der Katastrophenvorsorge effektiver gestaltet werden können. Die Beachtung kultureller Aspekte für risiko-bezogene Handlungen ist von hoher Relevanz, da ...

- die Wahrnehmung von und der spezifische Umgang mit Katastrophen nicht selten als Hindernis in der Katastrophenvorsorge gesehen wird,
- die Kulturen der lokalen Bevölkerung die Praktiken der Katastrophenvorsorge meist sinnvoll unterstützen und sogar vorantreiben können, wenn dieses Potential, d.h. die Kultur der Einheimischen (an)erkannt und genutzt wird,
- Kultur für viele Menschen ein wesentlicher Bestandteil ihres täglichen Lebens ist und ganze Sozialsysteme wie auch ihre Existenz und Vulnerabilität beeinflusst und
- unter Berücksichtigung von Kultur schließlich Handlungsempfehlungen für effektivere zielgerichtete Vorsorge- und Interventionsstrategien abgeleitet werden können.

belling bei der Akquirierung von Geldern an Bedeutung, weil größtenteils erst durch das Erregen von Mitleid in der Öffentlichkeit eine Spendenbereitschaft hervorgerufen werden kann. Es werden damit nicht nur Kategorien von Akteuren gebildet, sondern auch entschieden, was Erfolg und Fortschritt ist. Als Folge kommt es zur Festlegung von vermeintlich richtigen und falschen Vorsorgestrategien der (westlich geprägten) Organisationen. Diese werden durch die Hegemonie westlicher Organisationen häufig auf die vorhandenen Strukturen oktroyiert und institutionalisiert. Auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung kommt es häufig zu einer Reproduktion dieser Strategien und mit ihnen zur Kategorisierung von richtigem und falschem Verhalten.

In diesem Zusammenhang kommt zudem die Kategorisierung von Gender zum Tragen. In der Diskussion wurde angeführt, dass aus einer genderspezifischen Perspektive die Konstruktion einer Katastrophe auf die Feminisierung der Verantwortung zurückzuführen sei. Das heißt, Organisationen bauen in ihren Strategien nicht nur auf die *community*, sondern insbesondere auf Frauen auf, denen eine Fokussierung auf das Wohl der Gemeinschaft zugeschrieben wird. Bradshaw legte dar, dass es demzufolge gilt, patriarchalische Strukturen aufzubrechen, also folglich auch genderbezogene Maßnahmen zu hinterfragen.

Des Weiteren wurde eingewandt, dass mit

Beschreibungen, wie etwas konstruiert wird, nicht gleichzeitig das Konstrukt selbst erklärt wird. Daher sei ein anderer Kultur- und *community*-Begriff nötig, wie aus dem Publikum kommentiert wurde: „We need to move beyond culture!“.

3 „We need to move beyond culture“: Verwerfen oder Vertiefen?

Was inkludiert der Kulturbegriff letztlich alles? Inwiefern werden Haushalt oder Individuen berücksichtigt? Die Verwendung des Kulturbegriffes ist, wie auf den letzten Seiten deutlich wurde, sehr problematisch. Wenn man davon ausgeht, dass jeder Mensch bzw. jede Kultur verschiedenen Ideologien unterliegt, so lässt sich unter Umständen nachvollziehen, wie sich Menschen verhalten. Somit könnte ein Ansatz, der auch Ideologien miteinbezieht, ergänzend auf das Kulturkonzept wirken. Dies wäre eine Möglichkeit Kulturen auszupacken (*to unpack*).

In der Podiumsdiskussion wurde dafür plädiert, dass ein Verständnis von und für Kulturen wichtig ist, um bestimmte Handlungsweisen der von Katastrophen Betroffenen, gerade im Kontext der DRR, nachvollziehen zu können. Die Diskussion spiegelte den Versuch wider, sich mit der Konzeption von Kultur als entscheidenden Faktor auseinanderzusetzen. Jedoch konnte kein die bisherigen Ansichten

ergänzendes Kulturkonzept gefunden werden. Vielmehr wurden Fallstricke, vielfältige Ansichten und Herausforderungen deutlich, mit denen sich ein solches Vorhaben konfrontiert sieht. Es gibt einen berechtigten und nachvollziehbaren Anspruch Kultur in die DRR stärker einzubeziehen. Was, wenn jedoch immer wieder dieselben Operationalisierungen, Abstrahierungen und Generalisierungen vorgenommen werden, ganz gleich, welches neue, universelle Konzept entwickelt wird? Zudem kann es zu einer Problematisierung von Kulturen kommen. Kultur wird damit nicht nur zu einem Aspekt, sondern zu einer zentralen Herausforderung und einem Problem von Organisationen. Das zeigte auch die diskutierte Frage aus dem Publikum, wie mit *communities* umzugehen sei, die beispielsweise aus religiösen Gründen örtlich gebunden sind und bleiben wollen. Kultur muss schon alleine deshalb mit in die DRR und in die Wissenschaft einbezogen werden, um dieser Problematisierung Raum zur Diskussion und Dekonstruktion zu geben. Denn die Debatte zeigt, dass es häufig nicht eine Frage ist von: Wie werden Katastrophen bewältigt? Sondern viel eher: Wie sollen Katastrophen bewältigt werden?

Literatur

- Boccardi, Giovanni (2014): Safeguarding heritage in the face of disasters. In: International Federation of Red Cross and Red Crescent Societies (IFRC) (2014): World Disasters Report 2014. Focus on Culture and Risk. Genf: 122–124.
- Cannon, Terry et al. (2014): The myth of community. In: International Federation of Red Cross and Red Crescent Societies (IFRC) (2014): World Disasters Report 2014. Focus on Culture and Risk. Genf: 92–119.
- Fähnders, Till (2015): Nackt am Kinabalu. URL: <http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/kriminalitaet/malaysia-bringt-westliche-touristen-in-untersuchungshaft-13639438.html> (Zugriff: 28.7.2015)
- International Federation of Red Cross and Red Crescent Societies (IFRC) (2014): World Disasters Report 2014. Focus on Culture and Risk. Genf.
- Wisner, Ben et al. (2004): At Risk. Natural hazards, people's vulnerability and disaster. 2nd Edition. Routledge, Abingdon.

Willkommen in der Lausitz, Willkommen bei Vattenfall

oder: *Witajće k nam do Łužicy Witajće pola koho Vattenfallje!* (Sorbisch)

Michelle Bröcking, Felicitas Meyer,
Kristine Arndt, Frank Feuerbach, Max Edel

Auf der Suche nach Sorben, Wölfen, vermeintlichen Neo-Nazis und verlassenem Dörfern stieß die Lausitz-Exkursion der GeoWerkstatt Leipzig e.V. im August 2015 vor allem auf Spuren von Vattenfall: sei es als Silhouette eines Kraftwerkes am Horizont, als dezente Plakette an einem Museum oder als überprägte Landschaftsform. Ein Bericht von Max, Felicitas und Michelle über eine Reise durch die Lausitz, vom Spreewald ins Herz der Finsternis und weiter durch „leeres Land“ nach Görlitz.

Los ging es in Raddusch. Dort besichtigten wir die Rekonstruktion einer Slawenburg aus dem 9./10. Jahrhundert. Die Planung für den Wiederaufbau am Originalstandort in Raddusch begann im Jahr 1994 und soll auch als Erinnerung an die anderen zahlreich abgebagerten Slawenburg dienen. Im integrierten Museum bekamen wir erste Informationen über die Geschichte der Lausitz und die lange Bergbautradition der Region. Schon während der Spätantike bauten die Germanen in der Niederlausitz Raseneisenerz ab.

Nach der Abwanderung der Germanen wanderten slawische Stämme ein, deren Nachfahren – bekannt als Sorben und Wenden – noch heute das Erscheinungsbild der Region prägen. Bevor wir am Abend unser Zelt in der



Abb. 1: Restaurierungen am Hoyerwerda Marktplatz



Abb. 2: Dort wo einst die Plattenbauten standen, sind nun Wiesen.



Abb. 3: Der Abriss von Wohnkomplexen und Nahversorgungszentren ist Teil des Programms „Stadtumbau Ost“



Abb. 4: Andere Gebäude werden aufwändig saniert und neu in Wert gesetzt

Kleinstadt Burg auf der Wiese eines wendischen Biobauernhofes aufschlugen, paddelten wir mit Kanus durch den Spreewald. Anschließend kauften wir originale Spreewaldgurken in allen angebotenen Geschmacksrichtungen von Honig bis Knoblauch.

Schrumpfende Städte

Am nächsten Morgen verließen wir den Spreewald und fuhren nach Hoyerswerda, in die drittgrößte Stadt der Oberlausitz. Im Rathaus begrüßte uns die Fachgruppenleiterin der Stadtentwicklung Frau Krzok. Sie umriss die Entwicklung der Stadt, welche stark vom sozialistischen Stadtausbau geprägt worden war. Bevor in den 1950er Jahren die Intensivierung des Braunkohletagebaus und der Aufbau des Kombinats Schwarze Pumpe beschlossen würde, betrug die Einwohnerzahl in „Hoywoi“ etwa 7000.

Die Angestellten des Kombinats wurden in neu errichteten Wohnkomplexen der „Neustadt“ untergebracht. Nach den Richtlinien des sozialistischen Städtebaus für 38.000 Einwohner geplant, entstanden zunächst sieben neue Wohnkomplexe und ein Stadtzentrum in dessen Mitte heute eine große Mall steht. Da die Bevölkerungszahl bis in die 1980er bis auf 72.000 Einwohnern anstieg, wurden noch weitere Wohnkomplexe erbaut. Bis zur Wende 1989 galt Hoyerswerda als die jüngste Stadt der DDR, doch nach der Wende kam es zum Verlust vieler Arbeitsplätze in der Bergbau- und Energiebranche. Es begann eine enorme Abwanderung vor allem der jüngeren Generationen. Bis heute schrumpfte die Stadt auf 35.000 Einwohner. Durch den zeitgleichen Rückbau der Wohnkomplexe nahm die Stadt eine Vorreiterrolle im Programm Stadtumbau Ost ein.

Bis 2013 flossen etwa 86 Mio. Euro in den Abriss der Plattenbauten aber auch in die Revitalisierung der Altstadt. Trotz der aufwendig renovierten Häuser machte sie bei einem Rundgang auf uns einen eher leblosen Eindruck. Ein noch kargeres Bild bot sich uns in der Neustadt. In den Wohngebieten geprägt durch Abriss, geschlossene Kaufhallen und Sporteinrichtungen holt sich die Natur zusehends die Flächen zurück, auch wenn zurzeit die Grundrisse der ehemaligen Wohnkomplexe noch gut erkennbar sind.

Nach einer Mittagspause im Zentrum der Neustadt, dass die Funktion eines Innenstadt-

zentrums besitzt, fuhren wir in das 1996 nach Hoyerswerda eingemeindete Dorf Schwarzkollm. Unser Ziel war der Erlebnishof Krabat-Mühle, ein Gemeinschaftsprojekt zur Schaffung eines Kulturangebotes rund um die sorbische Sagenfigur Krabat. Die Krabat-Mühle zeigt, wie Einwohner mit einer guten Idee und viel Engagement zur Revitalisierung ihres Dorfes beitragen können.

Unser Nachtlager schlugen wir am Mortkaer Restloch des Braunkohletagebaus, heute auch als Silbersee bekannt, auf. Das dünn besiedelte Gebiet rund um den See und das gute Wetter ermöglichten uns einen unvergesslichen Blick auf den Perseidenregen in der Nacht.

Im Zentrum des Tagebergbaus

Der nächste Tag unserer Exkursion stand ganz im Zeichen der Braunkohle. In Welzow, einst ein malerisches Angerdorf, heute von Bergarbeiter-Siedlungen und Leerstand geprägt, starteten wir unsere Tour in den Tagebau und besichtigten den beeindruckenden und einschüchternden Prozess des Braunkohleabbaus. In einer Tiefe von 30–40m werden ca. 20 Mio. Tonnen Braunkohle im Jahr gefördert. Besonders in Erinnerung blieben uns die gewaltigen Maschinen, darunter ein 9000 t schwerer Schaufelradbagger. Unvorstellbar erschien uns, dass für die Bedienung dieser riesigen Maschinen nur 20 Arbeiter pro Schicht benötigt werden.

Nach dem wir die Rekultivierungsgebiete besichtigt hatten, u. a. ein Weinberg und eine Gedenkstätte für einen abgebaggerten Ort, konnten wir uns bei Kaffee und Kuchen erholen. In bizarrer Tagebauatmosphäre erwartete uns ein Tisch mit weißer Tischdecke, frischem Obst und Getränken. In zehn Kilometer Luftlinie lag das Kraftwerk Schwarze Pumpe, unser nächstes Ziel. Es ist mit einem Wirkungsgrad von etwa 41 % eines der modernsten Kraftwerke in Europa, liefert Strom für zwei Mio. Haushalte und ist bis zu einer Entfernung von 400 km wirtschaftlich.

Auch hier genügen 23 Arbeiter pro Schicht für den Betrieb des Kraftwerkes. Abschluss des Tages war ein Besuch im Archäotechnischen Zentrum (ATZ) in Welzow, nicht ohne die Förderung von Vattenfall bestehen würde. Ziel des ATZ ist die Vermittlung der Kulturgeschichte des Menschen. Mit dem Schwerpunkt auf der Holznutzung so soll die universelle Einsetzbarkeit des Rohstoffes in der Mensch-



Abb. 5: Abbau des Braunkohleflözes



Abb. 6: Die Kühltürme der Schwarzen Pumpe prägen das Landschaftsbild



Abb. 7: Das Lager unter der Sternenzelt am Ehrlichthof in Rietschen



Abb. 8: Die ehemaligen Abbaugebiete des Tagebaus Bablina sind mit Wasser vollgelaufen

heitsgeschichte „erfassbar“ gemacht werden. Der passionierte Experimentalarchäologe und Leiter des Zentrums Dr. Hans Joachim Behnke führte uns durch die Ausstellung, faszinierte uns mit seiner umfassenden Bildung und sprach mit uns noch lange über das soziale und kulturelle Leben in der Region.

Kampf gegen die Bedeutungslosigkeit

Über Nacht blieben wir in der Alten Dorfschule und schliefen unter dem Getöse des Tagebaus friedlich ein. Die Schule, mittlerweile ein Kultur- und Gemeindezentrum der Gemeinde, ist ein Beispiel für ein gelungenes Nachnutzungskonzept. Nach dem Frühstück informierten uns die Mitarbeiterinnen über die Geschichte sowie die Angebote wie z.B. den Seniorentreff „Goldener Herbst“, eine Bibliothek sowie den Jugend- und Freizeittreff. Außerdem gaben sie uns einen Einblick in das Stadtleben und die aktuellen Probleme Welzows wie Arbeitslosigkeit, Abwanderung, Perspektivlosigkeit und fehlende Infrastruktur.

Weiter ging es nach Weißwasser, wo wir überraschenderweise die Hauptwasserscheide zwischen Ost- und Nordsee doch leider nicht die Innenstadt fanden. Beim stadtberühmten Glasmacherbrunnen vergaßen wir die Zeit, weshalb wir auf der Fahrt mit unserem Kleinbus zum Ehrlichthof nach Rietschen aufs Gaspedal treten mussten. Dort suchten wir nach einem Vortrag im Kontaktbüro der „Wolfsregion Lausitz“ auf einer Wanderung auch Lupos

Spuren. Leider konnten wir auf unserem Weg entlang des Truppenübungsplatzes Oberlausitz nichts dergleichen sichten. Stattdessen erfuhren wir von unserem Naturführer Stefan Kaasche viel über die Auswirkungen des Wolfes auf die Kulturlandschaft und wie man mit diesen Herausforderungen umgehen kann. Wieder zurück von unserer Wanderung waren wir froh, dass uns die Besitzer des Restaurants auf dem Ehrlichthof erlaubten, auf einer nahliegenden Wiese unser Zelt aufzubauen.

Landschaft die begeistert

Am nächsten Morgen trafen wir uns mit Jürgen Göhler, unserem Führer durch den Geopark Muskauer Faltenbogen. Die Landschaft entstand im Wesentlichen durch die Schübkraft des elsterzeitlichen Gletschers, der Sand- und Braunkohleschichten zu einem Faltenbogen stauchte. Dieser erstreckt sich in einer Länge von 40 km beidseits der Neiße über die deutsch-polnische Grenze hinweg. Das heute charakteristische Relief entstand durch die Verwitterung der Braunkohle, was zu einem Massenverlust führte. Während des 19./20. Jahrhunderts prägte auch der Abbau von Braunkohle, Sanden und Tonen die Landschaft. Im Anschluss an unsere Wanderung durch die Drachenberge im deutschen Teil des Geoparks besuchten wir die Grube Babina, welche sich in Polen befindet. Dort führte unsere Wanderung durch azurblaue und rostrote Seen, welche die Überbleibsel des dortigen Tagebaus sind.

Trotz pH-Werten von bis zu 2,8 begegneten



Abb. 9: Sozialistischer Bau in Zgorzelec



Abb. 10: Die Exkursionsgruppe (Felicitas Meyer, Michelle Bröcking, Konstantin Schellenberg, Max Edel, Cosima Werner, Kristine Arndt und Frank Feuerbach)

wir bei strahlendem Sonnenschein einigen Badewütigen. Wir entschlossen uns trotz Hitze gegen den Badespaß, machten uns nach kurzer Verpflegungspause auf den Rückweg zu unserem Bus und fuhren zum Fürst-Pückler-Park in Bad Muskau. Das einzige sächsische Weltkulturerbe entstand von 1815 bis 1845 durch Fürst Hermann Ludwig Heinrich von Pückler-Muskau. Mit diesem Park setzte der begeisterte Landschaftsgestalter einen Höhepunkt der Gartenkunst in Europa. Wir betraten den Park auf der deutschen Seite und endeten nach einem Spaziergang durch die wunderschöne und liebevoll gepflegte Parkanlage, auf der polnischen Seite am sog. Polenmarkt. Leider hatte bereits ein Großteil der Verkaufsstände schon geschlossen und so mussten wir uns mit einem Eis begnügen. Damit endete vorerst unser Abstecher ins Ausland und wir fuhren weiter nach Süden, zum letzten Standort unserer Exkursion.

Görlitz, ein schlummerndes Juwel

Im östlichsten Winkel Sachsens fanden wir eine der schönsten Städte Deutschlands. Görlitz, das größte Flächendenkmal des Landes, blieb vom Krieg weitgehend verschont und bietet so ein besterhaltenes Stadtbild mit Häusern aller Epochen. Als Kulisse für viele Filme wie z.B. „Der Vorleser“ oder „The Grand Budapest Hotel“ wird es auch liebevoll „Görlitwood“ genannt. Doch nicht nur die Filmbranche weiß die Stadt zu schätzen, auch immer mehr Rentner zieht es nach Görlitz. Das mag

neben den günstigen Mieten auch an der Ruhe liegen, die hier herrscht. Außerhalb der Altstadt war die Stadt jedoch ähnlich verwaist wie die übrigen Städte der Lausitz. Dennoch trafen wir in Görlitz auf eine aktive, junge Szene, eine alte Fabrik zu einem Kulturzentrum ausbaut: die RaBryKa. Betrieben wird die Energiefabrik vom *Second Attempt e. V.*, der uns auf dem Gelände für zwei Tage beherbergte. So konnten wir nach vier Nächten auf Feld und Flur auch in einer Stadt zelten. Am nächsten Morgen waren wir zu einem ungewöhnlichen Stadtrundgang verabredet: Der Bundespolizist Herr Pruschwitz führte uns durch die Stadt und erläuterte uns dabei einige polizeiliche Probleme in Görlitz bzw. in der Grenzregion zu Polen. Wir erfuhren viel Interessantes über die aktuelle Migration nach Deutschland, die Arbeit der Bundespolizei und besprachen die Drogen- und Grenzriminalität. Nach einem Abstecher in den polnischen Teil der Stadt, das heutige Zgorzelec, endete unsere Exkursion.

Zum Dank an unsere Gastgeber vom *Second Attempt e. V.* veranstalteten wir eine Vokü und fassten unsere Exkursion abschließend für Besucher der RaBryKa in einem Vortrag zusammen. Anschließend diskutierten wir noch lange gemeinsam und erfuhren viele Geschichten über die östlichste Stadt Deutschlands. Schon am kommenden Montagmorgen fuhren wir nach Leipzig zurück, wo unsere Exkursion nach 6½ Tagen und etwa 800 km mit dem Kleinbus endete.

Fazit

Es lässt sich sagen, dass einige Klischees bedient wurden: es gibt tatsächlich Wölfe und verlassene Dörfer, auch auf Neonazis und Sorben sind wir gestoßen. Doch letztendlich entdeckten wir viel Unerwartetes: eine Region, die abhängig vom Braunkohletagebau ist, Menschen voller Energie und Tatendrang, Projekte gegen den schleichenden Verfall und eine Kulturlandschaft, in der sich uns noch viel Spannendes verborgen hat.



„GeoPraktisch“

- 59 **Christian Bittner:** Wie gestalte ich eine Karte?
- 62 **Joe Hill:** Life as a Researcher
- 65 **GeoOrga** Frühjahr 2016



GeoPraktisch ist eine Rubrik, die sich auf die Praxis bezieht. Hier werden Hinweise zum Studienalltag und wissenschaftlichen Arbeiten gegeben, Interviews mit PraktikerInnen aus geographischen Berufsfeldern vorgestellt, und Termine zu interessanten, geographischen Veranstaltungen gelistet. Damit erhalten die LeserInnen neue Anregungen und einen Überblick über ihre eigenen Fachgrenzen hinaus.

Liebe GeographInnen, liebe PraktikerInnen,

„wenn ihr euch später irgendwo bewirbt, dann sind eure Methodenkenntnisse sozusagen eure Visitenkarte“. Diesen Satz habe ich neulich von einem unserer Dozenten gehört. Noch nie war mir so deutlich geworden, was eigentlich eine/n Geographen/In ausmacht. Sicher, jede Menge theoretischer Hintergrund ebenfalls. Aber womit er/sie sich von anderen MitbewerberInnen abheben kann, das kommt in hohem Maße darauf an, welche Methoden er/sie beherrscht. Dabei sind Kartographie-/GIS-Kenntnisse – manche werden dem wohl auch eher mit leidendem Gesichtsausdruck zustimmen – unabdingbares Handwerkszeug eines/r jeden Geographen/In.

In diesem Sinne macht die Rubrik GeoPraktisch in dieser Ausgabe ihrem Namen alle Ehre: In der Reihe „Die A's und O's des wissenschaftlichen Arbeitens“ gibt euch Christian Bittner, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geographie der Uni Erlangen-Nürnberg, in seinem Beitrag „Wie gestalte ich eine Karte?“ ganz konkrete Anleitungen, Überle-

gungen und Fragestellungen, die bei der Geovisualisierung zu beachten sind. Und zeigt auf, was passieren kann, wenn diese nicht beachtet oder auch manipulativ eingesetzt werden.

Spannend und konkret wird es auch im Beitrag von Joe Hill, der uns von seinem „Life as a Researcher“ berichtet, von langen Auslandsaufenthalten in Asien und Reflexionen über die eigene Forschung und Wissenschaft im Allgemeinen.

Zu guter Letzt haben wir in GeoOrga wieder ein kunterbuntes Sortiment an Veranstaltungen, Tagungen etc. für euch zusammengestellt. LehrämterInnen, Bachelor- und Master-Studierende, Leute an der Schnittstelle zwischen Forschung und Öffentlichkeit, physisch- oder humangeographisch ausgerichtet – für jeden ist etwas dabei!

Viel Spaß beim Lesen wünscht euch

**Julia Grieshammer
Redaktion GeoPraktisch**

1 Das Medium Karte

Die Karte und die Geographie verhalten sich zueinander ein wenig wie ein altes Ehepaar: Sie sind schon ewig zusammen, gehen sich gehörig auf die Nerven und doch sind sie sich in inniger Liebe treu verbunden.

Galt die Karte lange als herausragendes methodisches Alleinstellungsmerkmal geographischer Wissenschaft, hat sie durch konstruktivistische Arbeiten, die oft unter dem Stichwort einer Kritischen Kartographie zusammengefasst werden (siehe z.B. Glasze 2009), viel (berechtigte) Kritik einstecken müssen. Insbesondere die Autoren Brian Harley (1989 [2004]) und Denis Wood (1992) haben auf zwei wichtige Eigenschaften von Karten hingewiesen: Erstens ist eine Karte *keine neutrale oder objektive Abbildung* räumlicher Informationen, sondern eine selektive und abstrahierte Darstellung. Sie pickt aus der Unendlichkeit möglicher Sinneswahrnehmungen in Raum und Zeit einige wenige heraus und zwingt sie, geometrisch verzerrt, in Hierarchien graphischer Symbole. Zweitens sind *Karten keineswegs unschuldig*, sondern sie beeinflussen unsere Vorstellungen von Räumen ebenso wie unser Verhalten im Raum – sei es als Navigations-App, als Kartierung von Kaufkraft pro Gemeinde oder als Überblickskarte im Schulatlas.

Wenn wir nun eine Karte machen wollen (wer das nicht will, kann diesen Beitrag spätestens jetzt aus der Hand legen), sollten wir uns sicher sein, dass die Karte trotz ihrer Schwächen ein geeignetes Medium ist, um das darzustellen, was wir darstellen wollen. Viele Sachverhalte lassen sich besser in Textform ausdrücken.

2 Gute Karten – schlechte Karten

Wie wir eine Karte gestalten sollten, hängt vom Kontext ab, für den sie bestimmt ist. Eine Karte in einem wissenschaftlichen Aufsatz zur Klimaforschung muss in der Regel andere Anforderungen erfüllen als eine Karte zur Veranschaulichung ungleicher Handelsbeziehungen in einem Beitrag zur Entwicklungsforschung. Ebenso würden wir die Überblickskarte einer städtischen Verwaltungsbehörde anders ge-

stalten als die Wegbeschreibung eines Restaurants. Die potentiellen RezipientInnen unserer Karte sollten wir ebenfalls berücksichtigen: Fachkundige LeserInnen sind möglicherweise geübter im Umgang mit Karten als fachfremde Personen. Zudem spielt das Format eine entscheidende Rolle: Ein Schwarzweißdruck im A5 Format stellt uns vor andere Herausforderungen als eine digitale interaktive Karte auf einer Internetseite.

Während wir eine Karte erstellen, müssen wir auf viele Fragen eine Antwort finden: Was stellen wir dar (und was nicht)? Wie stellen wir es dar (und wie nicht)? Wie ordnen wir die Objekte auf dem Kartenbild an (und wie nicht)? All dies verändert das Aussehen der Karte und damit die Art, auf die sie die Welt beeinflussen wird (oder eben nicht). Wir sollten also nicht pauschal zwischen richtigen und falschen oder wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Karten unterscheiden. Entscheidend ist vielmehr, ob eine Karte ihrem *Verwendungskontext* angemessen ist. Es kann demnach kein allgemeingültiges „Kochrezept“ für das Design von Karten geben. Daher soll dieser Beitrag als Hilfestellung dienen, um die Vor- und Nachteile von Entscheidungen bei der Kartengestaltung etwas besser bewerten zu können. Diese exemplarische Diskussion kann jedoch nur als erste Anregung dienen. Empfehlenswerte, anwendungsnahe Einführungen zum Design von Karten finden sich bei Krygier und Wood (2011) sowie bei Peterson (2014).

3 Eine Karte gestalten

3.1 Layout

Gehen wir davon aus, dass unsere Karte auf einer DIN A4-Seite im Farbdruck erscheinen soll. Dann haben wir einen Bereich von 21 x 29,7 cm, um das Kartenbild und weitere Kartenelemente wie Titel, Legende, Quellenangaben, Maßstabsbalken, ergänzende Texte etc. unterzubringen. Vor der Ausgestaltung der eigentlichen Karte sollten wir uns daher Gedanken über den Aufbau der Seite, also über die *Anordnung der Kartenelemente* machen. Grundsätzlich gilt: Je mehr Platz wir für das Kartenbild reservieren, desto mehr Informationen können wir in der Karte unterbringen. Das ist aber natürlich abhängig vom Kartenausschnitt, den wir darstellen wollen. Für den Aufbau der Seite haben wir die Wahl zwischen Hoch- und Querformat. Das Kartenbild können



wir zudem in einem beliebigen Winkel drehen, um auch widerspenstige Ausschnitte in den Griff zu bekommen (Nord muss nicht immer oben sein). Während sich zum Beispiel für die Grenzen Deutschlands eine hochformatige, genordete Karte eignet, bietet sich für Nepal vielleicht eher eine leicht gedrehte Karte im Querformat an. Wollen wir hingegen mehrere Karten nebeneinander zeigen, zum Beispiel Übersichtskarten oder zusätzliche Karten abgelegener Ausschnitte einbinden (auf Karten der USA werden beispielsweise häufig die Staaten Alaska und Hawaii in separaten Kartenausschnitten dargestellt), müssen wir den verfügbaren Platz auf der Seite eventuell entsprechend umverteilen.

3.2 Kartenelemente

Es ist nicht immer notwendig, alle Kartenelemente vom Nordpfeil bis zur Projektionsangabe auf und um einer Karte zu versammeln. Auch hier entscheidet der Kontext der Karte über Sinn und Unsinn der Darstellung. Das gilt natürlich nicht nur für die Frage ob, sondern auch wie die Elemente dargestellt werden sollten. Dazu einige Beispiele:

Schon den *Titel* der Karte sollten wir nicht nur mit Bedacht positionieren und formatieren, sondern auch angemessen formulieren. Eine Karte etwa, auf der die Pendlerströme nach Frankfurt am Main visualisiert werden, sollte nicht bloß mit „Frankfurt“ betitelt werden, sondern eher „Frankfurt: Pendlerströme“. Oft ist auch der Zeitraum oder Zeitpunkt des Dargestellten entscheidend (zum Beispiel „Frankfurt – tägliche Pendlerströme im Jahr 2010“). Je nach Funktion der Karte kann man dem/der BetrachterIn auch schon eine Interpretation nahelegen wie „Die tägliche Blechlawine“ oder „Die Wirtschaftsmetropole“.

Auf vielen Karten ist es sinnvoll, den *Maßstab* anzugeben, auf manchen aber auch nicht. Bei einer Choropletenkarte beispielsweise, auf der die Wirtschaftsleistung der deutschen Bundesländer dargestellt wird, ist diese Information unerheblich. Wir haben die Wahl zwischen einem Maßstabsbalken und einer Maßstabszahl. Die Maßstabszahl stimmt jedoch nur im Ausgangsformat. Kopieren wir eine Karte zum Beispiel von DIN A4 auf DIN A5, erfüllt die

Maßstabszahl ihre Funktion nicht mehr. Ein Maßstabsbalken hingegen funktioniert bei allen Formaten, was gerade angesichts variierender Bildschirmgrößen und Projektionsflächen sehr vorteilhaft sein kann.

Der *Nordpfeil* muss nicht zwangsläufig auf jede Karte. Die meisten KartenleserInnen werden von alleine davon ausgehen, dass Norden oben ist. Dennoch brüllen uns auf etlichen Karten gigantische, nach oben weisende Nordpfeile an. Also: Wenn die Karte erwartungsgemäß genordet ist, können wir uns oft den kostbaren Platz für wichtigere Informationen sparen. Im Zweifelsfall genügt auch ein kleiner, am Rande platzierter Pfeil. Lediglich wenn wir von der Konvention abweichen und die Karte drehen, so dass Norden nicht mehr oben ist, wird die Information über die Ausrichtung der Karte wirklich wichtig.

Die Angaben zur verwendeten *Datengrundlage* sollten wir sehr genau prüfen. Oft stellen wir Informationen aus verschiedenen Quellen dar, die unterschiedlichen Nutzungsbedingungen unterliegen¹. Diese sollten wir unbedingt beachten, ansonsten verstoßen wir gegen das Urheberrecht². In wissenschaftlichen Publikationen ist die Kennzeichnung von Quellen zudem nicht nur eine rechtliche Frage, sondern gewährleistet die Nachvollziehbarkeit der eigenen Vorgehensweise.

Für jede Karte müssen wir eine *Projektion* wählen. Ansonsten tut dies die GIS Software – und das häufig eher schlecht. Unterschiedliche Projektionen führen nicht nur zu sehr unterschiedlich verzerrten Karten, sondern signalisieren teilweise sogar politische Weltanschauungen (eine nützliche Diskussion findet sich dazu bei Kaiser und Wood 2003). Ein Koordinatengitter, häufig in Kombination mit Angaben zu Koordinatensystem, Projektion und dem zugrunde liegenden geodätischen Datum, ist immer dann gefragt, wenn bestimmte Punkte lokalisierbar sein sollen. Dies könnte auf einer Karte zur Windpotentialanalyse einer Region der Fall sein, wenn daraus mögliche Standorte für Windräder abgeleitet werden sollen, oder auch bei vielen Weltkarten, etwa um die geographische Breite von Ländern vergleichen zu können. Auf vielen anderen Karten sind diese Informationen jedoch weniger nützlich.

1: Eine umfangreiche Zusammenstellung frei verfügbarer Geodaten wird von Robin Wilson gepflegt: <http://freegisdata.rtwilson.com/>

2: In der Regel sind die Nutzungsbedingungen auf den jeweiligen Webseiten angegeben, manchmal auch in einer Readme-Datei im Datensatz.

3.3 Daten, Klassen, Signaturen

Wie übersetzen wir räumliche Informationen in graphische Symbole? Für viele *Signaturen* gibt es etablierte *Konventionen*, wie zum Beispiel die Verwendung von blauen Polygonen für Wasserflächen. Wenn wir diese Konventionen einhalten, wird die Karte für viele Menschen intuitiv lesbar sein. Es ist jedoch nicht verboten, auch mal mit Konventionen zu brechen. Auf einer Karte beispielsweise, die Wasserverschmutzungen thematisieren soll, würden wir Gewässer vielleicht eher in schmutzigem braun darstellen. Einmal mehr sollten wir also den Kontext der Karte berücksichtigen³.

Eine besondere Herausforderung ist die kartographische Umsetzung von statistischen Daten in *thematischen Karten* (eine praxisorientierte Einführung in die thematische Kartographie findet sich bei Slocum et al. 2009). Hier spielt das *statistische Skalenniveau* unserer Daten eine wichtige Rolle für die Darstellungsmöglichkeiten in kartographischen Symbolen. Die *visuellen Variablen* von Jaques Bertin (1974)⁴ beschreiben, zusätzlich zur Position, sechs Möglichkeiten zur Differenzierung von Kartensignaturen: Größe, Sättigung, Textur, Farbe, Orientierung und Form. Nicht jede dieser Variablen eignet sich für alle Skalenniveaus. Metrisch skalierte Daten wie die Einwohnerzahlen von Städten lassen sich zum Beispiel in Größenverhältnisse übersetzen. Nominal skalierten Daten wie die Parteizugehörigkeit der BürgermeisterInnen können wir nicht sinnvoll durch Größenverhältnisse ausdrücken, dafür aber durch Formen oder Farben.

Häufig bilden wir Werteklassen, in denen mehrere Werte unter einer Signatur zusammengefasst werden. Die *Klassenbildung* ist hierbei ein sehr wichtiger Schritt. ArcMap bietet uns zum Beispiel Klassifizierungen durch gleiche Intervalle, durch Quantile oder durch „natural breaks“ an. Auch die Anzahl der Klassen spielt eine Rolle. Je nachdem, für was wir uns entscheiden, wird die Karte anders aussehen und womöglich eine andere Botschaft transportieren. Damit die Karte allgemein verständlich bleibt, sollten wir, sofern kein guter

Grund dagegen spricht, möglichst homogene und möglichst runde Klassengrößen wählen. Meistens ist es am besten, die Daten anzuschauen und die Klassen manuell festzulegen. Häufig werden zur Darstellung von Werteklassen Choroplethenkarten eingesetzt, auf denen Informationen durch unterschiedlich eingefärbte Flächen dargestellt werden. Dazu müssen wir unsere Werteklassen in *Farbskalen* übersetzen. Neben qualitativen Farbskalen für nominal skalierte Daten (unterschiedliche Farben suggerieren, dass kein Zusammenhang zwischen den Informationen besteht) stehen auch kontinuierliche Farbskalen zur Verfügung, zum Beispiel fortlaufend (etwa von hell nach dunkel innerhalb eines Farbthemas) oder auseinanderlaufend (etwa von Rot nach Grün). Insbesondere auseinanderlaufende Farbskalen sind jedoch in hohem Maße suggestiv und sollten sehr überlegt eingesetzt werden. Vielfach begegnen uns Karten, die Sozialstatistiken wie die Erwerbslosenquote pro Stadtbezirk mit einer Rot-Grün-Skala darstellen. Das ist deshalb problematisch, weil der/die BetrachterIn die Bezirke vermutlich in die Gruppen „Grün“ und „Rot“ einteilen und als „positiv“ und „negativ“ interpretieren wird. Die Werte verlaufen aber eigentlich fortlaufend von niedrig nach hoch, sodass eine fortlaufende Farbskala vermutlich die angemessenere Wahl wäre (es sei denn, wir *möchten* eine suggestive Karte erstellen)⁵.

4 Die Karte als Kompromiss

Bei der Suche nach der bestmöglichen kartographischen Darstellung verfolgen wir drei Ziele, die sich häufig widersprechen: (1) *Visuelle Hierarchien*: Wir leiten mit dem Aufbau der Seite die Blicke der RezipientInnen. Je nach Größe, Farbe und Position ziehen Elemente den Blick auf sich oder werden weniger wahrgenommen. Wir sollten diese visuellen Hierarchien nutzen und alle Elemente auf dem Bild bewusst danach ordnen. So sollte beispielsweise der Titel der Karte in der Regel direkt erkennbar sein, Quellen und Meta-Angaben hingegen können oft klein in einer Ecke platziert werden. (2) *Lesbarkeit*: Können alle

3: Die GIS-Pakete ArcGIS und Quantum GIS verfügen bereits über eine Reihe von Symbolvorschlägen, die alle manuell veränderbar sind. Weitere Symbolsammlungen sind im Internet verfügbar, z.B. unter <https://ssrebelious.wordpress.com/2011/10/11/qgis-symbolology-set/> oder <https://thenounproject.com/> oder <https://mapicons.mapsmarker.com/> oder <http://mappingcenter.esri.com/index.cfm?fa=arcgisResources.gateway>

4: Siehe <http://www.spektrum.de/lexikon/kartographie-geomatik/graphische-variablen/1981>

5: Ein hilfreiches Tool, um die passende Farbskala zu finden, ist der von Cynthia Brewer und Mark Harrower entwickelte *Colorbrewer*: <http://colorbrewer2.org/>

Schriften und Signaturen gut gelesen werden? Oft hilft hier nur der Testdruck. Gegebenenfalls sollten wir bedenken, dass Druckqualität, Lichtverhältnisse oder Bildschirmeigenschaften unterschiedlich sein können, ganz zu schweigen von der Sehstärke der LeserInnen. (3) *Ästhetik*: Dient die Ästhetik der Karte ihrer rhetorischen Funktion? Im wissenschaftlichen Kontext wird die Karte meistens als Visualisierung von objektivem Faktenwissen gedeutet und bedient sich einer seriösen Ästhetik mit klaren Linien, nüchterner Schrift, bündig ausgerichteten, sauber umrahmten Elementen, harmonisch-dezentem Farbschema und konventionellen Kartensignaturen. Eine kommerzielle Karte, die für ein bestimmtes Unternehmen werben soll, könnte sich graphisch und textuell an Logo und Schriftzug des Unternehmens orientieren. Eine offensichtlich politische Karte wiederum, beispielsweise zur Skandalisierung sozialer Missstände, soll Menschen vielleicht wachrütteln oder beunruhigen und würde sich womöglich einer ganz anderen Ästhetik bedienen (siehe Bittner und Michel 2014).

Die drei Kriterien „Visuelle Hierarchien“, „Lesbarkeit“ und „Ästhetik“ sind leider selten vollständig miteinander in Einklang zu bringen. Wir sollten uns also damit abfinden, dass es keine perfekte Karte gibt, sondern höchstens gelungene Kompromisse aus widersprüchlichen Kriterien, die dem Kontext der Karte angemessen sind. Die Gestaltung von Karten – das ist zumindest meine Erfahrung – ist immer eine ebenso kreative wie kontingente Tätigkeit. Jede Karte ist das Ergebnis einer langen Kette menschlicher Entscheidungen und könnte immer auch ganz anders aussehen.

Literaturverzeichnis

- Bertin, J. (1974): Graphische Semiologie. Diagramme, Netze, Karten. Berlin, New York.
 Bittner, C.; Michel, B. (2014): Kritische Kartographien der Stadt. In: B. Belina, M. Naumann und A. Strüver (Hg.): Handbuch kritische Stadtgeographie. Münster, Westf, S. 64–70.
 Glasze, G. (2009): Kritische Kartographie. In: Geographische Zeitschrift 97 (4), S. 181–191.
 Harley, B. (1989 [2004]): Das Dekonstruieren der Karte. In: Anarchitektur 11, S. 4–19.
 Kaiser, W. L.; Wood, D. (2003): Arno Peters—The Man, The Map, The Message. In: The Cartographic Journal 40 (1), S. 53–54.
 Krygier, J.; Wood, D. (2011): Making maps. A visual guide to map design for GIS. 2. Aufl. New York.
 Peterson, G. N. (2014): GIS Cartography. A Guide to Effective Map Design, Second Edition. GIS Cartography.
 Slocum, T. A.; McMaster, R.; Kessler, F.; Howard, H. H. (2009): Thematic cartography and geovisualization. 3. Aufl. Upper Saddle River, NJ.
 Wood, D. (1992): How Maps Work. In: Cartographica 29/3-4, S. 66–74.

Life as a Researcher

Joe Hill



Photo 1: In northern India's Ladakh with villagers, 2014

I have just completed a 4-year post-doc at the University of Bonn, Centre for Development Research (ZEF). I was employed as a Senior Researcher in a research programme funded by the BMBF, called *Crossroads Asia*. Within this programme I had my own work package, looking at farmer-managed irrigation systems (FMIS) in the high altitude mountain valleys of the Kyrgyz Alai, the Tajik Pamir, the Pakistani Karakorum, and the Indian trans-Himalaya. I also had the chance to teach Pakistani MPhil students at the Lahore Government College University, in both 2012 and 2013. This was a DAAD supported project. Some of these students went on to do their PhDs abroad, like my friends Sardar Hussain (studying Anthropology in the US), and Aftab Nasir (studying his PhD at ZEF). I really enjoyed helping them to improve their research skills.

I completed a BSc. in Environmental Chemistry (1999), and an MSc. in Geography (2000), from the University of Leeds, UK. For my dissertations, at my own expense, I did fieldwork in Bangladesh (for the BSc.) and India (for the MSc). After completing my MSc. I volunteered for a Charitable Trust in the UK, who sent me to India to complete a study for them. These experiences helped me to frame a PhD proposal, and to secure funding. I enrolled in the School of International Development (DEV), University of East Anglia, UK, in 2002, and began my PhD. I spent over 2 years in India, learning the Hindi language, and carrying out fieldwork in Eastern India looking at tribal and irrigation management. I also did a 3-month internship with the International Water Management Institute in Nepal in 2006,

again looking at irrigation management. During my BSc I had focused on the water resource, and have kept this as my focus since 1997. The study of irrigation management has to be interdisciplinary, because of the nature of water and of irrigation systems.

After my PhD I went to Ethiopia for 15 months and worked on several research projects. I felt this experience helped my longer-term focus on South Asia, because it broadened my perspective on societies and development processes. In 2009 I also volunteered for 3 months in India, to undertake a study on rice varieties for a NGO. This topic interests me a great deal, so I continued working on it part-time, over the years, and this year I will have a peer-reviewed article published on it. In 2010 I took a position as Lead Researcher in a large research project in eastern India. I was employed by UNDP-India in a position that was advertised for Indians – my knowledge of Hindi got me the job. It was a tough and gruelling job due to the climate and workload. At the end, we published a report for UNDP-India. At this point I saw the job advertisement for the position of Senior Researcher at ZEF in Bonn. I felt it is a good choice, because I'd be able to keep my focus on irrigation system management, carry out research across Kyrgyzstan, Tajikistan, Pakistan and India, and live in Germany, "in Europe" as the English say!

Crossroads Asia is an interesting research programme, because it engages with the ongoing debate surrounding the future of "area studies" and the role of the "traditional academic disciplines" – e.g. Geography, Sociology, Political Science, etc. – in the production of knowledge. Under the first phase of the programme empirical research was undertaken, from actor-centred perspectives, across the geographical region that straddles Iranian studies, Central Asian studies, South Asian studies, Tibeto-Buddhist studies, Indo-Islamic studies etc. (the list goes on). *Crossroads Asia's* 15 or so researchers – from 7 Universities across Germany – had different disciplinary backgrounds, such as Political Science, Geography, Anthropology, and Development Studies.

My research asked how farmer-managed irrigation systems (FMIS) across the high mountain valleys of Kyrgyzstan (Osh province), Tajikistan (Gorno-Badakhshan), Pakistan (Baltistan) and India (Ladakh's Kargil) have, over ti-



Photo 2: Villagers repairing an irrigation channel in Ladakh, 2013

me, been differentially transformed (due to government and non-governmental processes), including how levels of equality/inequality between and among water-users have been affected by these changes. My field research included in-depth studies at the local (village and irrigation channel) level. Similarities in irrigation practices are found across the region, but there are differences in the types of interventions taking place, and on emergent inequalities in access to and control over water. Migration, changing values and demographics impact the organisational (how people collectively manage water) and normative (the rules, rights and obligations) elements in farmer-managed irrigation. This effect is most pronounced in the former Soviet regions (Alai, Pamir) because of the rapid decline in state funding and high levels of migration since independence. However, there are also tensions in the regions studied in Pakistan and India.

Societal change is perhaps the biggest threat to the management of traditional irrigation systems, and for this there is no "one-size-fits-all" solution. For example, across all the sites I found a decline in the respect held for elders and local authorities. This relates to globalisation processes as well as newly introduced "democratic" political and administrative systems. However, it is problematic for the management of water: in northern India, northern Pakistan, and eastern Tajikistan, communities have for centuries managed their irrigation systems, and they know what they are doing. The elders have a great deal of experience, and youngsters learn from them. Yet nowadays the youngsters must go to school where they cultivate an attitude that leads them to look for work outside of the village, and to not respect their elders and traditions. Political



Photo 3: With farmers cleaning an irrigation channel, in Kyrgyzstan, 2012

developments also determine whether government agencies or non-government organisations (NGOs) come to help the villagers improve or maintain their irrigation systems. In India the government funds irrigation projects, however, in Pakistan, Tajikistan and Kyrgyzstan NGOs are also funding projects. Sometimes these projects cause more trouble than benefit, especially when outsiders with little understanding of local culture try to impose an outside model – such as the “Water User Association” model – on local people.

Research is a great way to see the world, and to make a difference. Publications are ne-

cessary to keep your job and stay in academia, however, equally important is the interaction with local people and local organisations, be they government or non-government. Contrary to the belief of some scientists, science is rarely neutral. Scientists select what they will research, and frame their research, often in ways that support their findings. The natural sciences claim objectivity, and some social scientists (e.g. some Economists, some Geographers, some Political Scientists, etc.) also believe that their work is objective. As a social scientist, one quickly discovers that there are many different interpretations of what is going on. This makes research challenging and interesting! I am also interested in film. For four years I hosted an event at ZEF called *Alternative Wednesdays*. We screened documentaries and held Q&A sessions with the director afterwards. I have just completed my first documentary film, “In the Lap of the Mountain”, which looks at water management in a Ladakhi village. Overall, I would say that the most rewarding aspect of my work is that I am able to give a voice to the most marginalised people – people whose voices are not usually heard.



Photo 4: Ladakhi villagers having a lunch break during the repair of an irrigation channel, 2013

Monat	Datum	Ort	Veranstaltung
Januar	14.	Heidelberg	entgrenzt-Kennenlern-Treffen (http://entgrenzt.de/eg-heidelberg)
	21.	Bochum	4. Integrationskonferenz „Städte I(i)eben Vielfalt“ des Deutschen Städtetages (http://entgrenzt.de/staedtetag)
	22./23.	Osnabrück	6. Jahrestagung „AK Südasien“ (http://entgrenzt.de/suedasien)
	25.	Erlangen	Praxisforum „Risikomanagement“ (http://entgrenzt.de/risikomanagement)
	28.	Mainz	Filmische Geographien im Unterricht – Lehrkräftefortbildung Geographie (http://entgrenzt.de/filmische-geographien)
	28.-30.	Graz	13. Tagung zur Neuen Kulturgeographie (NKG XIII) (http://entgrenzt.de/13tagung-kulturgeo)
Februar	19./20.	Hamburg	40. Treffen des Arbeitskreises „Stadtzukünfte“ (http://entgrenzt.de/stadtzukuenfte)
	22./23.	Dortmund	Dortmunder Konferenz 2016: Raummuster – Struktur, Dynamik, Planung (http://entgrenzt.de/raummuster)
März	2./3.	Graz	Urban Future Conference 2016 – Change cities! Know how! (http://entgrenzt.de/urbanfuture)
	3./4.	Leipzig	Forschungswerkstatt #2: „Das Auge forscht mit. Visualisierungen in den raumbezogenen Wissenschaften“ (http://entgrenzt.de/forschungswerkstatt)
	4./5.	Hamburg	Fachtagung mit Exkursion: „Das südliche Überseequartier in der Hamburger HafenCity: Shopping und Entertainment in neuen Dimensionen“ (http://entgrenzt.de/hafencity)
	10.-12.	Eichstätt	17. Bayerischer Schulgeographentag (http://entgrenzt.de/schulgeographentag)
	29.3. – 2.4.	San Francisco	Association of American Geographers Meeting: „Practices of Gentrification“ (http://entgrenzt.de/gentrification)
April	3.-6.	Graz	Regional Studies Association Annual Conference 2016: Building Bridges: Cities and Regions in a Transnational World (http://entgrenzt.de/regionalstudies)
	8.	Mainz	Migration und globale (Migranten-)Gemeinschaften – Lehrkräftefortbildung Geographie (http://entgrenzt.de/migration-fortbildung)
	17.-22.	Wien	European Geosciences Union General Assembly 2016 (http://entgrenzt.de/egu2016)
Mai	19.	Bremen	8. Bremer Geo-Infotag „Der Klimawandel im Geografieunterricht“ (http://entgrenzt.de/8-geo-infotag)
	23.-26.	Berlin	Diversity encounters: Intersectional and post-colonial perspectives (http://entgrenzt.de/diversity2016)
	29.-31.	Luisenthal	20. Symposium Arbeitskreis Dorfentwicklung: „Grosse Dörfer – Kleine Städte“ (http://entgrenzt.de/dorfentwicklung)
	31.	Berlin	16. Jahreskonferenz des Rates für Nachhaltige Entwicklung (http://entgrenzt.de/nachhaltigkeitsrat)

„Foto(Geo)graphie“

67 Cosima Werner: Fotoreportage „Greetings from Detroit“



Die Welt ist ein Fotoalbum und wir möchten es gemeinsam mit euch füllen! Foto(Geo)graphie soll visuelle Anreize geben, die Welt geographisch zu betrachten und zu interpretieren. Passend zum Thema jeder Ausgabe stellt die Rubrik Leserfotos aus aller Welt und jeder Perspektive vor und soll damit nicht nur Fernweh wecken sondern auch den kritischen Blick in unsere Umwelt schärfen! Brennt euch noch etwas unter den Nägeln oder klebt das Fragezeichen auf der Stirn? Dann habt ihr die Möglichkeit auf unserer Homepage mit dem Fotografen und untereinander über das Foto oder das Objekt zu diskutieren und Fragen zu stellen: <http://entgrenzt.de/fotogeographie>

Editorial

Tourismus – ein boomender Wirtschaftszweig der modernen Welt, der Tourist mit Schlapphut, Sonnenbrille und Kamera allgegenwärtig. In den Metropolen unserer Welt, in gigantischen Landschaften und zwischen historischen Gemäuern streifen sie daher, die finanziell Losgelösten der Industrienationen, erfreuen sich der globalen Mobilität und der Schönheit unserer bunten Welt. Doch was ist mit den Verlierern im ökonomischen Wettbewerb? Verlassenen Regionen und den Verlassenen darin? Werden sie bereist und können sie reisen? Tourismus nur auf der Sonnenseite des Lebens oder als Realist, der sich auch vor den Ecken und Kanten der Welt nicht verschließt? Wir könnten uns trauen und etwas verändern. Cosima Werner hat uns mitgenommen auf eine visuelle Reise durch Detroit, einer Stadt,

die einst fluorierte und nun als Inbegriff einer gescheiterten Wirtschaftsregion in den medialen Blickpunkt gerät. Cosima hat bestürzende Bilder gemacht, die nachdenklich stimmen und doch faszinieren. Und vielleicht auch neugierig machen auf eine Reise fernab des blauäugigen Touristenstroms.



Die Abbildungen der Serie in dieser Ausgabe findest du auf den Seiten 10, 11, 21, 31, 32, 68, 69 und 73. Alle Abbildungen und Texte der Bilderserie stammen von Cosima Werner.



Call for Photos „Foto(Geo)graphie“

Hast du auch eine tolle Reise gemacht oder einige Bilder, die gesehen werden sollten? Dann lass uns deine Eindrücke zukommen und wünsch dir ein Format, in dem du uns deine Erfahrungen präsentieren möchtest. Du kannst uns ein Bild schicken oder viele, du kannst einen Untertitel dazu schreiben oder seitenweise Text. Natürlich kannst du auch Fragen stellen und Platz für Diskussionen schaffen, die in der nächsten Ausgabe Raum finden werden. Für ein schönes, druckbares Ergebnis spielt die Qualität der Bilder zwar eine große Rolle, bei uns jedoch nur die zweite Geige. Wichtig sind uns vor allem ein informativer Blick und eine kreative Auseinandersetzung mit den Bildern unserer Welt! Lasst uns an euren Erlebnissen teilhaben und schickt uns eure Fotos mit einer kurzen Beschreibung von maximal 500 Zeichen oder eine Fotoreportage an: kontakt@entgrenzt.de

In unserer nächsten Ausgabe habt ihr freie Hand und dürft das Thema selbst bestimmen. Wühlt in euren Archiven und zeigt uns Aufnahmen, die uns verblüffen. Zeigt uns Orte, die wir noch nicht kennen und Menschen, die wir kennen lernen wollen. Erzählt uns eine Geschichte und holt uns vom verstaubten Sitzmobiliar, um uns eure Welt zu zeigen. Vielleicht habt ihr eine tolle Reise gemacht, in die tropfnassen Regenwälder Südamerikas, habt Yakmilch geschlürft unter dem gigantischen Sternenhimmel Zentralasiens oder seid einfach in eurer Heimatstadt kreativ unterwegs gewesen. Die Erde ist vielfältig, so wie die Blickwinkel der Geographie. Tobt euch aus, denn in der nächsten Ausgabe sind euch keine Grenzen gesetzt. Wir freuen uns auf Stoff zum Träumen und Nachdenken!

Fotoreportage „Greetings from Detroit“

In „The D“ oder „the Motor City“ (Bild 1, S. 11) wie Detroit auch genannt wird, ist einiges nicht so, wie man es sich in einer Großstadt vorstellen würde. Statt dichter Bebauung und Herumgeschiebe und Gedrucke auf den Bürgersteigen der innenstädtischen Quartiere, wie man es aus New York City oder Chicago kennt, gibt es in Detroit nicht. Dabei ist die Bevölkerungsgröße mit der Frankfurts vergleichbar, verteilt sich aber auf einer Fläche, die Manhattan, Boston und San Francisco umfassen würde.

Verschiedene Ursachen wie die massive Suburbanisierung ab den 1950er Jahren oder die Rassenunruhen von 1967, die den sog. „white flight“, den Auszug weißer Bevölkerung in die Vororte auslösten, gelten als Erklärungen für den Beginn der Entvölkerung. Als in den 1980er Jahren dann schließlich die „Big Three“, die Autobauer Ford, Chrysler und General Motors anfangen ihre Produktionsstätten aus der „Motor City“ abzuziehen, verschlimmerte sich die Lage der Stadt massiv. Allein zwischen 2000 und 2010 zogen 25 Prozent der Einwohner weg – u. a. auch weil sie die Immobilienblase von 2007 sehr stark getroffen hatte. Die Bankrotterklärung von 2013

mit einem Schuldenberg von 18,5 Mrd. Dollar brachte das Fass schließlich zum Überlaufen. Statt den einst 1,8 Millionen Menschen (1950) wohnen 2013 nur noch 688.000 Menschen in der Stadt.

Die riesigen Produktionshallen wie Packard Plant oder Fisher Body (Bild 2 & 3, S. 11) präsentieren sich heute als Ruinen, in denen sich Kreative wie Banksy oder Fotografen gern verlieren. Mit dem Stellenabbau in der Automobilbranche waren nicht nur die Arbeitsplätze tausender Menschen verschwunden, sondern auch die Mitglieder und Spenden der Kirchen (Bild 4, S. 21), die Schüler der Schulen und die Steuereinnahmen (Bild 5, S. 21), das Geld der Stadt für die Straßenbeleuchtung. Die Räumlichkeiten leer stehender Theater erfordern Umnutzungskonzepte und erschaffen aus dem ehemaligen Michigan Theaters ein Parkhaus, das einen letzten großen Auftritt im Film „8 Mile“ vom Detroit-er Eminem bekommt (Bild 6, S. 31). Derzeit zählt die Stadt ca. 90.000 leere Grundstücke. Die Auswirkungen machen vor keinem Stadtviertel Halt. Dennoch wurden einige wenige Investitionsinseln geschaffen, auf die sich konzentriert und in die massiv investiert wird.

Das sind vor allem die Innenstadt mit ihren Bürotürmen, Midtown mit der Wayne State University und die um diese beiden Bezirke herumliegenden Wohnquartiere auf der West Side (Bild 7, S. 31). Sichtbar sind die Investitionen z.B. am Neubau einer Straßenbahnlinie von Downtown bis zum nördlich der Universität gelegenen Viertel New Center oder der Abriss alter Fabriken und der Neubau von Lagerhallen (Bild 8, S. 31).


Manch einer mag vielleicht meinen, dass mit der Schrumpfung auch das Leben in der Stadt zum Erliegen gekommen ist. Dass das nicht so ist, beweisen die ca. 500 Gemeinschaftsgärten und weitere 900 Gartenprojekte, die sich auf den Grundstücken ehemaliger Schulen oder mehrerer Häuser erstrecken und bis zu 4.000 m² groß sein können (Bild 9, S. 32). Mit der wachsenden Zahl an Gärtnern wachsen auch die Marktstände, an denen die Hobbylandwirte direkt vom Feld aus ihr Gemüse verkaufen oder auf dem riesigen Eastern Market ihre Kartoffeln, Möhren und Tomaten anbieten (Bild 10, S. 68).

Kunst im öffentlichen Raum spielt natürlich auch eine wichtige Rolle. Projekte wie das Heidelberg Projekt (Bild 11, S. 69) oder das MBAD Museum (Bild 12, S. 69), die beide die

Situation der Stadt und der Bewohner zu ihrem Gegenstand machen, erreichen internationale Anerkennung. Junge Künstler, die u.a. auch wegen der günstigen Lebensbedingungen und den großen Freiräumen, die ihnen die Stadt bietet, nach Detroit gekommen sind, stellen ihre Kunstobjekte in Galerien der prosperierenden Städte an der Ost- und Westküste aus (Bild 13, S. 73). Gänzlich unamerikanisch ist aber auch die wachsende Fahrradgemeinschaft, die jede Woche zum Slow Roll zusammenkommt, also einer langsam durch die Stadt auf Fahrrädern rollenden Gruppe von bis zu 2.000 Menschen (Bild 14, S. 73). Auch die Gruppe von Body Positive, die mehrmals im Sommer nur in Unterwäsche bekleidet auf Zweirädern auf neuen Routen die Stadt erleben, sind neben dem immer besser ausgebauten Fahrradwegenetz Anzeichen für einen Hype rund ums Rad. Von der „Motor City“ zur „Bike City“.

Nicht zu vergessen und zu unterschätzen ist die vielfältige Musikszene, die Detroit bis heute prägt. Kid Rock und Madonna stammen aus den Vororten Detroits; Diana Ross, Steve Wonder oder die Jackson Five standen bei dem weltberühmten Label Motown unter Vertrag. Bands wie MC5 oder Electric Six sind aus



 **10** Von einem urbanen Gärtner wurde der Markt auf dem Gelände von Lafayette Greens in Downtown errichtet. Detroit 2014

der Musikgeschichte der Stadt nicht wegzudenken. Im Techno sind die Detrouer DJs um Underground Resistance oder Richie Hawtin und Carl Craig weltbekannt. Die Berlin Connection versucht zwischen der deutschen Hauptstadt und Detroit ihre Jahrzehnte langen Beziehungen für eine Revitalisierung der Stadt

zu kanalisieren und die Kulturindustrie in Detroit weiter zu stärken.

Wie es mit der Stadt langfristig weiter geht, kann derzeit noch nicht gesagt werden. Aber eines steht fest: Das Image als die kriminellste Stadt der USA haben Detroit und dessen Einwohner definitiv nicht verdient.



11 Das Heidelberg Projekt vom Künstler Tyree Guyton ist Ausdruck von Guytons persönlich erlebten Rassismus und nimmt gleichzeitig die Situation der Stadt kritisch in seinen Arbeiten mit auf. Detroit 2015



12 Dabls MBAD African Bead Museum erinnert an die afrikanische Kultur der einst versklavten Afro-AmerikanerInnen. Detroit 2014

Die MitarbeiterInnen von entgrenzt

entgrenzt ist ein offenes Medium und lebt vom Mitmachen. So konnte die zehnte Ausgabe von *entgrenzt* nur durch viele HelferInnen und MitarbeiterInnen entstehen. Was anfangs durch sieben StudentInnen der Leipziger Geographie angestoßen wurde, wird mittlerweile durch viele ständige MitarbeiterInnen geleistet. Die MitarbeiterInnen arbeiten u.a. aus Bonn, Erlangen, Essen, Heidelberg, Leipzig und Mainz an *entgrenzt* mit. Danke an alle HelferInnen der zehnten Ausgabe von *entgrenzt*:

Alexia Mappes (Bonn), Anna Franke (Erlangen), Annika Pauligk (Leipzig), Annika Zeddel (Erlangen), Björn Saß (Erlangen), Cosima Werner (Heidelberg), Eva Platzer (Erlangen), Felix Dietrich (Bonn), Florian Steiner (Mainz), Frank Feuerbach (Leipzig), Ingo Haltermann (Essen/Münster), Jan Winkler (Erlangen), Jörg Kosinski (Leipzig), Julia Grieshammer (Innsbruck), Kristine Arndt (Leipzig), Sarah Weiss (Bonn), Thomas Kandler (Leipzig)

Die Mitarbeit bei entgrenzt

Auch eine Onlinezeitschrift entsteht nicht von allein. Im Hintergrund arbeiten bei *entgrenzt* viele pfiffige Köpfe und fleißige Hände, damit die Website, das Layout und natürlich die Inhalte entstehen und in die richtige Form gebracht werden können. Wir sind ein fröhliches Team aus GeographInnen, SoziologInnen, KulturwissenschaftlerInnen und Technikfreaks, in dem neue HelferInnen, egal aus welcher Fachrichtung, jederzeit herzlich aufgenommen werden. Wenn du dich also ausprobieren willst, bieten dir unsere Redaktionsbereiche, die PR und Technik viele Möglichkeiten dazu.

Wir arbeiten weitestgehend dezentral, um dem Ziel der Vernetzung von Studierenden einen Schritt näher zu kommen. Der Umgang mit unserem *entgrenzt*-Wiki, E-Mail und Skype ist daher zentral in unserer Arbeitsweise. Solltest du also nicht an unserem Stammsitz in Leipzig sein, lass dich nicht entmutigen. Unsere HelferInnen sitzen auch an anderen Studienorten. Die Aufgaben reichen von kleinen Hilfsleistungen, Tipps und Recherchen, zu möglichen Beiträgen, bis hin zu umfangreicheren Arbeiten wie dem aktiven stetigen Mitwirken innerhalb eines Verantwortungsbereichs.

Wieviel Zeit du bei uns einbringst, entscheidest du allein. Außerdem ist Motivation und Abstimmung im Team wichtig, der Rest ist Learning by Doing. Es gibt keine Mindest-Semesterzahl und die Arbeit ist ehrenamtlich. Hast du Interesse an der Mitarbeit bei *entgrenzt*? Dann schreib uns eine E-Mail an kontakt@entgrenzt.de. Oder besuche unsere Website www.entgrenzt.de für aktuelle Mitarbeitesuche.

UnterstützerInnen

entgrenzt hätte nicht ohne unsere UnterstützerInnen entstehen können. Wir bedanken uns bei der GeoWerkstatt Leipzig e.V. für die Unterstützung und den Rahmen, der *entgrenzt* damit ein zu Hause gibt. Ein herzlicher Dank geht an das Kuratorium, das uns bei der Diskussion des Konzeptes und dessen Weiterentwicklung mit viel Erfahrung zur Seite stand und bei Fragen zur Erstellung einer Zeitschrift half: Dr. Ute Wardenga (Leibniz-Institut für Länderkunde), Prof. Dr. Otti Margraf (Leibniz-Institut für Länderkunde und Geographische Gesellschaft zu Leipzig), Prof. Dr. Vera Denzer (Institut für Geographie, Universität Leipzig), Dr. Annett Krüger (GeoWerkstatt Leipzig e.V. und Institut für Geographie, Universität Leipzig), Prof. Dr. Dieter Rink (Helmholtzzentrum für Umweltforschung, Leipzig) und Nicolas Caspari (GeoDACH-Entsandter, Marburg). Der wissenschaftliche Beirat hat die Beiträge für die Rubrik Geographisches gewissenhaft und aus professioneller Perspektive unter die Lupe genommen und die AutorInnen im Review-Prozess begleitet: Damit haben wir Beiträge mit Qualität gewonnen und unsere AutorInnen durften sich auf die Probe stellen. Wir danken dem wissenschaftlichen Beirat dafür. Danke auch an die AutorInnen der verschiedenen Rubriken. Ihr habt euch getraut und diese Zeitschrift mit lesenswerten Inhalten gefüllt! Ganz besonderer Dank gilt GeoDACH, der Vertretung deutschsprachiger Geographie-Studierender. GeoDACH versteht sich als Organ zur Vernetzung sowie als Diskussionsplattform. Die Kooperation von *entgrenzt* und GeoDACH ist uns besonders wichtig, weil zur Diskussion und Vernetzung ein Medium benötigt wird, das frei mitgestaltet werden kann und die Diskussion befördert. Durch die Zu-

sammenarbeit mit GeoDACH werden diskutable Inhalte aus den Arbeitskreisen für Studierende sichtbar.

Nachwuchs für die kommenden Ausgaben!?

entgrenzt – die studentische geographische Online-Zeitschrift von Studierenden für Studierende sucht Nachwuchs. Altgediente MitarbeiterInnen entwachsen dem studentischen Dasein und widmen sich neuen Aufgaben. Die alten Aufgaben hingegen bleiben, und hier kommt ihr ins Spiel! Habt ihr Lust am Umgang mit Sprache, am Layouten, Tüfteln, Netzwerken oder Promoten? Wolltet ihr schon immer etwas gestalten, euch einbringen oder einfach mal was ausprobieren? Bei *entgrenzt* seid ihr mit euren Fähigkeiten, eurer Kreativität und eurem Enthusiasmus herzlich willkommen, denn wir suchen Nachwuchs in allen Rubriken und Sparten, von der Redaktion, der PR, dem Layout bis hin zu technischen Fragen. Ob GeoWerkstatt, Sprach(r)ohr, GeoPraktisch, Foto(geo)graphie oder Geographisches, wir freuen uns über neue MitarbeiterInnen.

Die redaktionellen Aufgaben in den vier *entgrenzt* Rubriken Geographisches, GeoWerkstatt, Sprach(r)ohr und GeoPraktisch ähneln sich stark. Dazu gehören:

- Formulierung von Calls und Editorials
- Verhandlung der eingereichten Abstracts
- Kontakt zu AutorInnen
- Ideen für Gastbeiträge und deren Einwerbung
- Lektorieren der Beiträge
- Lauscher für potenzielle Beiträge aufstellen

In der Rubrik Geographisches, in der Studierende eigene wissenschaftliche Arbeiten veröffentlichen können, kommt zudem noch der Kontakt zu potenziellen GutachterInnen sowie die Vermittlung zwischen AutorInnen und GutachterInnen hinzu.

Beiträge aus der GeoWerkstatt widmen sich Tagungen, Exkursionen und anderen Veranstaltungen, die meist außerhalb des muffigen Seminarraums stattfinden und über den Lehrbuch-Tellerrand hinausgehen. Redaktionelle MitarbeiterInnen, die sich in der „Geographie-

Landschaft“ besonders gut auskennen, können uns besonders unterstützen.

Die Rubrik Sprach(r)ohr ist der Ort des Debattierens in *entgrenzt*. Hier wird unter anderem aus den Fachschaften, von der Bundesfachschaftentagung und anderen studentischen Initiativen berichtet. Der stetige Kontakt zu dem Verein Geo-D.A.Ch. und der Besuch der BuFaTa gehören zu den weiteren Aufgaben der Sprach(r)ohr-Redaktion. Wer sich hier einbringen möchte, lernt die vielen Initiativen kennen, die Studierende auf freiwilliger Basis veranstalten.

Bei GeoPraktisch steht hingegen die wohl am häufigsten an GeographInnen gerichtete Frage im Mittelpunkt: „Was macht man mit diesem Studium?“ Hier berichten Berufstätige von ihren Jobs, ihren Werdegängen und Aufgaben. Folglich suchen wir für dieses Ressort nach Personen, die Lust haben, neben grundsätzlichen redaktionellen Aufgaben z.B. auch das Führen von Interviews zu übernehmen.

Da *entgrenzt* dezentral arbeitet, d. h. alle Geographiestudierenden im ganzen deutschsprachigen Raum sich angesprochen fühlen dürfen, ist eigenständiges Arbeiten und E-Mail-Kommunikation bei uns unumgänglich.

Dafür bieten wir Euch die Möglichkeit sich mit neuen und eigenen Ideen bei *entgrenzt* einzubringen um die Dynamik beizubehalten. Ihr werdet dabei die Geographie von einer anderen Seite erleben.

Fragen? Interesse?

Dann meldet Euch unter kontakt@entgrenzt.de. Wir freuen uns auch euch.

Aktuelles wie immer auf unserer Facebook-Seite unter www.facebook.com/entgrenzt

Euer entgrenzt-Team



Du denkst, es steht schon alles überall geschrieben? Die Forschungsfelder der Geographie sind alle längst hinreichend beackert? Studierende hätten nichts zu wissenschaftlichen Debatten beizutragen? Weit gefehlt! Wo ist euer Selbstbewusstsein? Wissenschaft ist ein Prozess. Jeden Tag werden neue Erkenntnisse gewonnen, Ideen geboren und Forschungsarbeiten vorangetrieben. Und das nicht nur von ProfessorInnen und DoktorandInnen, sondern auch von Studierenden. Kleine empirische Arbeiten entstehen bereits im Rahmen von Haus- und Abschlussarbeiten. Mit Hilfe von Experteninterviews, eigenen Messungen oder Beobachtungen werden Überlegungen weiterentwickelt und verworfen. Wissenschaftliches Wissen entsteht – auch durch euch – täglich neu. Wenn ihr dieses Material nicht in virtuellen Ordnern und in den Schubladen der DozentInnen verstauben lassen wollt, ist *entgrenzt* der richtige Ort, bereits getane Arbeit weiterzuentwickeln. Ihr könnt kurze Fachartikel verfassen („Geographisches“), über Erlebnisse und Erfahrungen berichten („Geowerkstatt“), eure Meinung im „Sprach(r)ohr“ zur Diskussion stellen oder uns mit praktischen Tipps und Veranstaltungshinweisen versorgen („GeoPraktisch“). Wir sind offen für neue Einblicke, verrückte Ideen, solide Ausarbeitungen und provokante Thesen. *entgrenzt* soll kein statisches Konstrukt sein, sondern ein Medium, das von einem dynamischen Austausch lebt. Wir wollen dem wissenschaftlichen Nachwuchs eine Stimme geben – eure Stimme. Also sendet eure Beitragsideen an unsere E-Mail-Adresse: kontakt@entgrenzt.de. Info zur Beitragseinreichung: Für jede Rubrik laufen gesonderte Calls – Aufrufe zur Einreichung von Beiträgen. Innerhalb eines Zeitraums von zwei Monaten können Studierende Aufsätze zum Leitthema in der Rubrik „Geographisches“ einreichen. Die Beiträge werden bezüglich ihrer wissenschaftlichen Qualität von fachlich versierten MentorInnen begutachtet. Artikel für die anderen Rubriken sind jederzeit willkommen.

Geographisches

Mit der Offenhaltung des Leitthemas für die Rubrik Geographisches hat *entgrenzt* bisher gute Erfahrungen gemacht und möchte dieses Konzept weiter führen. Dabei bekommen wir Beiträge aus ganz verschiedenen Richtungen der Geographie und wieder zeigt sich, dass der Geographie der Plural ganz gut steht: Geographie(n) der Moral, Gewalt, Großstädte, der Drogen, über Männer und Frauen, Pflanzen, Ozeane, Gletscher, vielleicht sogar über zwischenstaatliche Abhörmethoden. Die Liste kann scheinbar endlos weitergeführt werden. Ob über Strukturen in Baumringen oder gesellschaftliche globale Verflechtungen, jeder Maßstab kann betrachtet werden, dabei Neues zu Tage führen und auf klitzekleine Details oder komplexe Verknüpfungen eingehen. So wie die Geographie die Umwelt in ihrer Gesamtheit betrachtet, soll auch die nächste Ausgabe über den thematischen Tellerrand schauen. Schreibt Beiträge zu Theorien, zu Methoden oder Inhaltlichem und berichtet über das Fachgebiet Eurer Wahl.

Habt Ihr eine Idee? Dann schickt uns ein Abstract (max. eine Seite) bis zum 01.01.2016 an kontakt@entgrenzt.de, in dem Thema, Fragestellung, Methodik, gegebenenfalls die Ergebnisse und das Fazit des geplanten Artikels deutlich werden. Weitere Informationen zum Begutachtungsprozess und die Richtlinien für AutorInnen findet Ihr unter <http://entgrenzt.de/mitmachen/werde-autorin-geographisches/>. Wir sind gespannt, welche Geographien Eurer Kreativität entspringen.



13

Das Label Submerge hat weltbekannte DJs unter Vertrag. Am bekanntesten sind Underground Resistance. Detroit 2014



14

Slow Roll: Jeden Montag um 19 Uhr finden sich vom April bis Oktober bis zu 2000 Menschen auf ihren Fahrrädern zusammen und okkupieren die Straßen.

Vorschau entgrenzt Ausgabe Nr. 11, SoSe 2016

In der 11. Ausgabe erwarten euch ein Interview mit dem US-amerikanischen Geographen und Filmemacher Robert Lemon, der uns zum einen in die Bedeutung von Filmen einführt, aber auch darstellt, wie Geographie und *food* (also nicht nur die Lebensmittelproduktion, sondern auch Konsumtion und der kulturelle Aspekt von Essen) zusammenspielen kann.

Außerdem könnt ihr wieder gespannt sein, was eure Kommilitonen an anderen Universitäten erleben, durchdenken und diskutieren. Noch immer könnt ihr uns auch einen Beitrag für die Rubriken Geowerkstatt, Sprach(r)ohr, GeoPraktisch und Foto(geo)graphie zusenden (kontakt@entgrenzt.de).

Die Ausgabe erscheint voraussichtlich am ..

1. Mai 2016

... und wird wie immer kostenlos und online auf unserer Homepage veröffentlicht. Bis dahin: Viel Spaß beim Lesen dieser Ausgabe und schaut doch regelmäßig auf der Homepage www.entgrenzt.de und auf www.facebook.de/entgrenzt vorbei.

Dort erhaltet ihr u. a. Informationen über *entgrenzt*-Treffen (z. B. am 14.01.2016 in Heidelberg, Im Neuenheimer Feld 348, Raum 015), wo wir uns kennenlernen können und ihr erfahren könnt, wie *entgrenzt* arbeitet.

Impressum

entgrenzt ist ein Projekt der GeoWerkstatt Leipzig e.V.



in Kooperation mit GeoDACH.



Name: *entgrenzt* – studentische Zeitschrift für Geographisches | Verein: GeoWerkstatt Leipzig e.V. | Inhaltlich Verantwortlicher gemäß § 6 MDStV/TDG: Johann Simowitsch, Karl-Heine-Straße 21, 04229 Leipzig
Email: kontakt@entgrenzt.de

Anschrift: GeoWerkstatt Leipzig e.V., c/o Institut für Geographie, Johannisallee 19a, 04103 Leipzig | Vorsitzender: Frank Feuerbach | Tel.: 0341/97 38 616 (Redaktion) | Fax.: 0341/97 32 799 | Email: vorstand@geowerkstatt.com
Vereinsregister: VR 3619 (Amtsgericht Leipzig)

Haftungshinweis für die digitale Version von *entgrenzt*: Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich. GeoWerkstatt Leipzig e.V. hat keinen Einfluss auf den Inhalt von verlinkten Seiten und distanziert sich ausdrücklich von rechtswidrigen oder anstößigen Inhalten.

GeoWerkstatt Leipzig e.V. übernimmt keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit, Vollständigkeit oder Qualität der veröffentlichten Daten und Inhalte. GeoWerkstatt Leipzig e.V. haftet nicht für Schäden gleich welcher Art, die durch die Nutzung oder Nichtnutzung der dargebotenen Informationen entstehen oder bereits entstanden sind.

entgrenzt bedankt sich für die rechtliche Beratung durch Dextra-Rechtsanwälte.

Das *entgrenzt*-Layout wurde erstmalig durch Marco Holzheu entworfen. Das Layout der zehnten Ausgabe von *entgrenzt* wurde von Annika Pauligk und Florian Steiner gestaltet. Die Schriftart **Yanone Kaffeesatz** wurde von www.yanone.de erstellt und von *entgrenzt* unter CC BY 2.0 Lizenz verwendet. Die Schriftart **Charis SIL** wurde unter der SIL Open Font License (OFL), Version 1.1 veröffentlicht. Die zur Gestaltung des Layouts verwendete Software **Scribus** ist ein freies Desktop-Publishing-Programm und unter der GNU General Public License lizenziert.

ISSN: 2193-1224